



This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

- + *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.
- + *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.
- + *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.
- + *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at <http://books.google.com/>



Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

- + *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
- + *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
- + *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
- + *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter <http://books.google.com> durchsuchen.

Z
315
R44R4



Georg Andreas Reimer

Erinnerungen aus seinem Leben
insbesondere aus der Zeit der Demagogen-Verfolgung

von

Dr. Herm. Reimer

Stuttgart.

Mit Bildniß.

„Die Stelle, die ein guter Mensch betrat,
Ist eingeweih't; nach hundert Jahren klingt
Sein Wort und seine That dem Enkel wieder.“
Goethe.



Berlin.

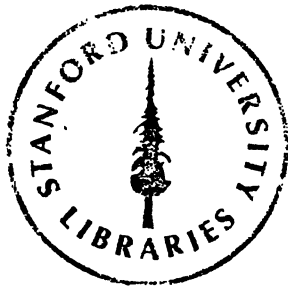
Druck und Verlag von Georg Reimer.

1900.

1621 a

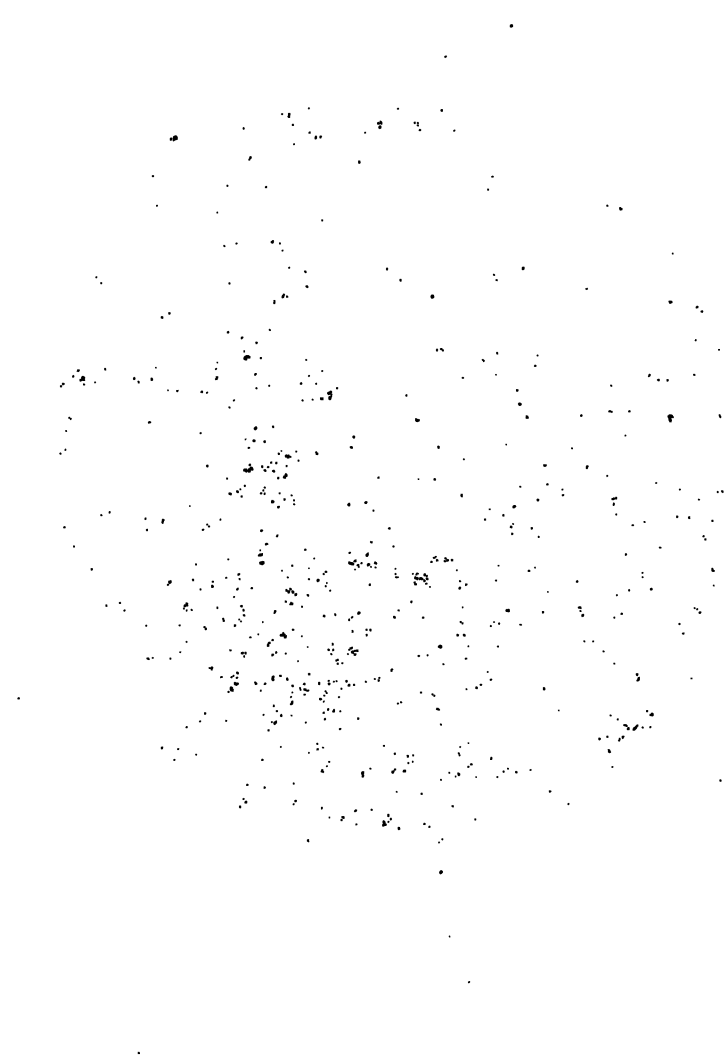
E 88533

Nr. 1621 a









Georg Andreas Reimer

Erinnerungen aus seinem Leben
insbesondere aus der Zeit der Demagogen-Verfolgung

von

Dr. Herm. Reimer
Stuttgart.

Mit Bildniß.

„Die Stelle, die ein guter Mensch betrat,
Ist eingeweiht; nach hundert Jahren klingt
Sein Wort und seine That dem Enkel wieder.“
Goethe.



Berlin.
Druck und Verlag von Georg Reimer.
1900.

Z 315

R44 R4

Ernst Moritz Arndt hat in seiner fernigen Weise in der Beilage zur Allgemeinen Zeitung vom 18. October 1842 ein Lebensbild meines Vaters entworfen, ein Aufsatz, der auch in den dritten Band seiner Schriften übergegangen ist. Was ich dem hier hinzufüge sind Dinge, die theils den Briefen meiner Eltern entnommen sind, theils auf mündlichen Ueberlieferungen und manchen noch nicht veröffentlichten Actenstücken beruhen, und die meines Erachtens nicht nur als Beiträge zur Charakteristik einzelner Persönlichkeiten, sondern auch als solche zur Signatur der Zeit von allgemeinem Interesse sind.

Mein Vater, geb. am 27. August 1776 in Greifswald, erlernte daselbst den Buchhandel im Lange'schen Geschäft, in dem er auch eine Zeit lang als Gehilfe beschäftigt war. Nachdem er sich am 28. December 1800 mit Wilhelmine Reinhardt, eines Predigers Tochter aus Krakau bei Magdeburg vermählt hatte, gründete er in Berlin, Kochstraße 14, seinen Hausstand und übernahm pachtweise die dortige Realschulbuchhandlung. Bald ließ er unter eigener Firma ein Verlagsgeschäft folgen, das trotz der Schwere der Zeit in kurzem einen großartigen Aufschwung erfuhr. Aber neben dem Eifer, mit dem er seinem geschäftlichen Berufe lebte, erfüllte ihn von jeher der Drang sich an politischen Angelegenheiten zu betheiligen und der Gedanke an ein einiges freies Deutschland machte ihn zum eifrigen Freunde

jeder den Fortschritt vorbereitenden Maßregel. Bald gehört er zu jenen eifrigen Patrioten, die in den Jahren 1809 bis 1813 sich in aller Stille in den Waffen übten. In dieser Zeit knüpfte er das Freundschaftsband mit Arndt, der als Geächteter, häufig unter falschen Namen unter seinem Dache wohnte, mit Schleiermacher, Niebuhr und anderen führenden Geistern der Nation. In seinem Verlage erschien damals in vier Bänden Arndt's Geist der Zeit und eine Zeitung „Der Preussische Correspondent“, der, zuerst von Niebuhr redigirt, in den Zeiten strengster Censur ihm viel Sorgen bereitete. Als dann endlich der Aufruf an das Volk erging und die Stunde der Befreiung schlug, verließ er im Mai 1813 sein Heim, die Frau und fünf Kinder und ein verwickeltes Geschäft, um in den Krieg zu ziehen. Zuerst macht sein Bataillon Uebungsmärsche in der Mark in der Gegend von Neu-Ruppin, nähert sich indessen bald zu ihrem Schutze der Hauptstadt und nun nimmt Reimer an den Kämpfen bei Großbeeren, besonders aber an dem furchtbar blutigen Treffen bei Hagelsberg hervorragend Antheil. Was eine gänzlich ungeschulte Truppe im heftigsten Ringen — „ein Schlachten war's nicht eine Schlacht zu nennen“ — dort leistete, ist von Häusser und Treitschke anschaulichst geschildert, von niemand aber besser gewürdigt worden als von einem hervorragenden Meister der Kriegskunst und zugleich warmherzigen Patrioten, nämlich von Boyen. Dieser sagt¹⁾: „Auf dem rechten Flügel schlug General Hirschfeld das schöne Gefecht bei Hagelsberg. Man kann dieses Gefecht als einen Glanzpunkt für unsere Landwehr und neu errichteten Reserve-Regimenter ansehen, denn aus diesen ganz allein bestand das Detachement des General Hirschfeld, und wer den Gang dieses Gefechtes verfolgt, wird wohl die Ueberzeugung gewinnen, daß die

¹⁾ Fr. Hippold, Erinnerungen aus dem Leben des General-Feldmarschalls Herin. von Boyen, 3. Theil S. 132.

französischen Truppen an jenem Tage nicht zu leicht den Sieg aus den Händen gaben, und daß unsere Reserven und Landwehr sich ihn nur durch wahrhaft kriegerische Anstrengung erkauften mußten. Wenn man heutzutage einige der Herren, die ihre Kriegserfahrungen größtentheils nur auf dem Exercierplatz erworben haben, den Werth einer langen Dienstzeit im Frieden herausheben hört, so sollte statt aller Antwort man ihnen aufgeben, das Gefecht bei Hagelsberg zu studiren.“¹⁾

Während mein Vater in so ausgezeichneten und so tapferen Art seinen Soldatenpflichten oblag, daß er vor der Front seines Bataillons zum Offizier ernannt ward, bleibt sein häuslicher Herd von Noth und auch von schwerem Kummer nicht verschont. Im Juli erwartet die Hausfrau ein Kindchen, zu dessen Taufe er auf kurze Zeit nach Berlin eilte. Im September wird er durch den Tod eines dreijährigen Söhnchens auf das Tiefste erschüttert. Lange dauert es, ehe er diesen Verlust überwindet. Was meine Mutter in dieser Zeit leistete, ist über jedes Lob erhaben. Sie leitete unermüdet nicht nur den Hausstand, sie war auch gezwungen, fortwährend in das geschäftliche Leben einzugreifen, und endlich widmete sie sich in werththätiger Menschenliebe der Fürsorge der Verwundeten in den Lazarethen. Selbst zu Weihnachten 1813 hat sie nur das Glück, ihren Mann auf einige Tage bei sich zu sehen, dann kehrt er zu seinem Bataillon zurück. Mit diesem wird er Monate lang zur Einschließung von Magdeburg, später von Wesel beordert.

Ich lasse hier eine Reihe von Briefen folgen, sämmtlich aus dem Kriegsjahr 1813, die wohl geeignet sind, ein Bild abzugeben von den Mühen und Sorgen, Hoffnungen und Befürchtungen, welche damals die Herzen der Menschen bewegten.

Berlin, 18. Mai. Frau W. Reimer an G. Reimer.

„Dein Brief hat mir herzliche Freude gemacht, I. Mann. Ich hoffe es kaum mehr Dich noch einmal zu sehen, ehe Du

¹⁾ S. Anm. 1 S. 4.

weiter gehst, denn der Fuhrmann ließ mir sagen, Du hättest Ordre gefunden, gleich 3 Meilen weiter zu gehen, ich glaubte zwar nur halb dem Gerede, denn gewiß hättest Du ihm dann ein paar Zeilen an mich mitgegeben, doch war mir recht bange zu Muth, besonders da hier am Sonntag Nachmittag äußerst niederschlagende Nachrichten umgingen. Rühls¹⁾ kam her und wollte, ich sollte noch am Abend reisen, das wollte ich natürlich nicht, doch habe ich bis Gestern Nachmittag beständig gepackt, und bin so in Ordnung, daß ich gleich fort kann, wenn wahre Noth kommt. Es wird aber so schlimm nicht werden. Ich hoffe es, sie können nicht so weit vordringen. Gestern Abend sind wieder mehrere gute Nachrichten angekommen und nun hängt wieder den Leuten, die vorher die Muthlohesten waren, der Himmel voller Geigen. Mit einem Degen für Dich sieht es sehr schlimm aus. Du hast in der Eile vergessen dem Mann etwas drauf zu geben, Nun hat er ihn verkauft, so bald er fertig war. Er läßt sich auf keine Bestellung mehr ein. Es wird am Besten sein, wenn Du herüber kommst und Dir selbst einen fertigen aussuchst. Götschen war heute Morgen hier. Er sagte, daß er einen Brief von Niebuhr aus Görlitz gehabt hat, der Dich namentlich grüßen läßt, er wäre nichts weniger als muthlos, obgleich er etwas unzufrieden wäre, daß der Sieg am 2^{ten} (Großgörschen) von unserer Seite nicht besser benutzt wäre.“

Berlin, 30. Mai. Frau W. Reimer an G. Reimer.

„Dein Brief, liebster Mann, mit der Nachricht Deines baldigen Ausmarsches hat mich recht erschreckt. Also doch sobald schon gehst Du weiter, den Gefahren vielleicht bald entgegen, und ich hatte mich schon mit der süßen Hoffnung geschmeichelt, es könne so noch eine ganze Weile währen; schilt nicht, es ist recht thöricht so zu denken, denn einmal

¹⁾ Professor der Geschichte an der Universität.

kommt der gefürchtete Augenblick doch, aber ich kann ja nicht anders und bin auch wieder recht stark und hoffe Gott wird mir Kraft und Muth geben, Alles zu ertragen. Nur manchmal bin ich so verzagt, als könnte ich es gar nicht aushalten. Daß ich Dich noch einmal hier sehen soll, ist mir ein rechter Trost, komme aber auch gewiß. Ich bin Gestern überall gewesen, um Dir einen Wams aus Glendshaut zu verschaffen, der Tiroler hatte aber keines. Ich bin dann beim Kürschner, Lederhändler und Weißgerber gewesen, und Alle versicherten, sie seien jetzt so rar, daß man sie nicht haben könnte. Endlich fand ich beim Handschuhmacher Landré 3 Häute, die will er nur im Ganzen verkaufen. Fändest Du noch Einige, so nähme ich die ganze Haut, woraus man 4 Wämser machen kann. Es ist gewiß recht nützlich, schreibe mir was ich thun soll.“

Cremmen, 5. Juni. G. Reimer an Frau W. Reimer
in Berlin.

„Bestes Weib! Hoffentlich hast Du meinen Brief aus Ruppin von Vorgestern richtig erhalten. Den Tag darauf bekamen wir Ordre zum Aufbruch nach Golßen in Sachsen, wo wir ohne Aufenthalt durchgehen und Nachtquartier in Teltow haben. Am 8^{ten} mittags treffen wir in Possen, 4 Meilen von Berlin ein, und bleiben daselbst den ganzen Mittwoch. Es fragt sich daher, ob Du Lust und Gelegenheit hast, dorthin mit einigen von unsern Kindern und Hausgenossen, sowie auch mit einigen Freunden — Schleiermacher, Eichhorn, Arndt — zu kommen. Mir würde das sehr erfreulich sein. Wenigstens erhalte ich dorthin Nachricht von Dir.“

Berlin, 27. Juni. Frau W. Reimer an G. Reimer.

„Dein Brief, liebster Mann, dem ich schon seit mehreren Tagen mit Sehnsucht entgegen sah, hat mich recht betrübt. Ich glaubte so gewiß Dich in diesen Tagen wiederzusehen

und muß mit einem Male die Hoffnung aufgeben. Was hast Du wohl zur Nachricht vom Lützow'schen Corps gesagt?') Hier wurde es den ersten Tag schrecklich übertrieben und gesagt, das ganze Corps wäre aufgerieben worden; wir waren ganz traurig, die arme Karoline weinte den ganzen Tag. Andern-tages kam dieser Brief, den ich Dir mitschicke. Wir sind froh, daß Dümmler noch am Leben ist und glauben, er wird bald loskommen. Es geht Dir doch leiblich besser. Das freut mich, denn das schlechte Leben konnte Dir nicht bekommen. Wöchtest Du auch zufrieden und froh sein, doch das ist wohl zuviel verlangt. Wie es nun mit manchen Geschäften werden wird, da Du jetzt nicht kommen kannst, das weiß ich nicht. Ich hoffe recht bald auf einen langen Brief, bester Mann, schreibe mir doch recht ausführlich, wie es Dir geht, wie Du lebst und bis wann, wie Du selber es weißt, ich mir Hoffnung machen kann, Dich zu sehen. Wir sind Alle wohl, die Schwestern und Kinder grüßen vielmals. Heinrich²⁾ spricht immer davon, daß er zu Dir reisen will, aber mit Tobolen und Säbel, um Dir zu helfen die Franzosen todt zu machen."

1) Der während des Waffenstillstandes schmachvoll gegen die Lützower ausgeführte Ueberfall bei Rixen zog auch unsere Kreise in Mitleidenschaft. Der Buchhändler Dümmler, der mit Karoline Reinhardt, meiner Mutter Schwester, verheirathet war, wurde dort gefangen und zu langbauernder Haft nach Frankreich geschleppt. — Ludwig von Mühlensfels, ein Held von hervorragender geistiger und körperlicher Kraft und treuer Freund unseres Hauses, damals erst 20jährig, wurde nach verzweifeltem Kampfe für todt liegen gelassen. Nach Heilung seiner Wunden, wobei er bei einem Kupferschmied liebevolle Aufnahme und Pflege fand, wollte er gerade nach Böhmen entfliehen, als er von einem deutschen Domherrn von der Pfordten, der den Franzosen als Spion diente, verrathen wurde. Auf dem Transport nach Mainz entsprang er und gelangte durch den Obenwald glücklich nach Heidelberg. Bei Dennewitz stand er schon wieder im Felde und verrichtete dort Wunder der Tapferkeit.

2) N.'s dreijähriges Söhnchen, das er zwei Monate später durch den Tod verlieren sollte.

Berlin, 4. Juli. Frau W. Reimer an G. Reimer.

„Vergebens habe ich auf den von Dir versprochenen Brief gehofft, bester Mann, ich fürchte sehr, er ist verloren. Wie schade ist es, daß Du nicht in diesen Tagen hier sein kannst, es sind wieder Freunde angekommen, die Du gewiß gern sähest, der getreue Eckardt nämlich, der sich vortrefflich ausnehmen soll und viel zu erzählen weiß von einem merkwürdigen Zug, den er mit Colomb gemacht hat. Ich habe ihn noch nicht gesehen, hoffe aber, er wird uns auch besuchen, dann Stülpnagel, der erst Gestern gekommen ist und sehr viel Nachrichten aus dem Hauptquartier mitbringt, die er heut Abend allen seinen Freunden bei Luther mittheilen will. Von Eichhorn weiß ich, daß er den Russischen Kaiser vor wenigen Tagen gesprochen hat, mit dem er ganz außerordentlich zufrieden ist. Er soll ihn nicht genug rühmen können, und was für eine vortreffliche deutsche Gesinnung er ausspräche, auch soll es überhaupt dort besser aussehen, als man es sich hier denkt. Arndt war eben hier und hat Dir hier geschrieben und mir die Adresse machen müssen, was ich nicht verstehe; er geht nun auch bald fort, wie er Dir wohl geschrieben hat. Eben kommt der Briefträger, auf den ich so sehr gehofft habe, und wieder kein Briefchen von Dir! Ach Gott, Du wirst doch nicht krank sein, daß Du gar nicht schreibst, mir ist recht bange. Ich bitte Dich, liebster Mann, wenn Du kannst, schreibe mir oft, es ist meine größte, ja meine einzige Freude! Von der Mendelssohn kann ich vielleicht etwas erfahren, ich muß mich bei ihr erkundigen. Manchmal hoffe ich, daß Dein Nichtschreiben zu bedeuten hat, daß Du bald kommst, ich kann es mir oft so fest einbilden, daß ich immer auf den Wagen höre, aber es ist gewiß nichts, Du wirst noch nicht abkommen können. Wir sind Alle leidlich wohl, die Kinder sind ziemlich artig, sie grüßen Alle und schicken Dir Küsse. Hinze (Heinrich) fragt so oft, ob wir nicht bald wieder zum Vater nach Spandau reisen. Die Zeitung wird nun bei Quien ge-

druckt, mit den Abonnenten sieht es noch schlecht aus, wenigstens hier, denn die Post hat etwas mehr bestellt, aber hier sind viele abgegangen, doch wird es gewiß noch besser, besonders, wenn der Waffenstillstand bald zu Ende ist. Gott schütze Dich, lieber Bester, schreibe bald und reiße mich aus der Angst, daß Dir etwas zugestoßen ist. Ich soll Dich von so vielen Freunden grüßen."

Berlin, 8. Juli. Frau W. Reimer an G. Reimer.

"Wie schlimm geht es nur mit Deinen Briefen, liebster Mann, neulich bekam ich Dienstag Mittag einen der 6 Tage alt war. Der Mann hatte sich schon 3 Tage hier aufgehalten, und heute, wo ich nun ganz gewiß hoffte mit der Post einen zu haben und ganz traurig war als keiner kam, sagte mir Dörte, gerade über sei ein Mann einquartirt von der Landwehr, der aus der Gegend käme, wo Du wärst. Ich schicke gleich herüber, und die Frau, bei der er wohnt, sagt, sie wisse, daß er einen Brief an mich habe, er wäre aber heute Morgen um 7 schon ausgegangen und hätte die Briefe alle mitgenommen, wenn er käme wolle sie ihn gleich schicken. Nun ist es Abend, ich habe so oft herübergeschickt und habe ihn noch nicht. Von der Mendelssohn weiß ich, daß Du es schlecht hast in dem Dorfe, doch ich weiß, daß Du es erträgst, wenn es nicht zu schmutzig ist, und sonst hast Du guten Muth, das freut mich. Man spricht hier wieder von Verlängerung des Waffenstillstandes, die Meisten hoffen, daß nichts daran ist. Eine schlimme Nachricht, die Du vielleicht schon weißt ist die, daß der brave Scharnhorst todt ist. O Gott, wie wird es werden, wenn wir die besten Menschen verlieren! Schleiermacher macht der Correspondent jetzt viel Noth, weil er die fremden Blätter nicht bekommen kann, und er auch immer zu wenig darauf rechnet, daß ihm so viel gestrichen würde."

Berlin, 9. Juli. Frau W. Reimer an G. Reimer.

„Ganz spät Gestern abend bekam ich Deinen Brief und eile Deine Aufträge auszurichten, liebster Mann. Ich hoffte Du würdest vom Kommen schreiben, aber Du kannst wohl noch nicht abkommen, und so wird die Zeit, daß ich Dich einmal wiedersehe recht kurz sein. Heute war Horn hier, den ich mich recht freute wiederzusehen; er ist voll der besten Hoffnungen und hat mir versichert, daß an keine Verlängerung des Waffenstillstandes zu denken sei, sondern daß es im Gegentheil sehr wahrscheinlich wäre, daß die Feindseligkeiten schon am 20^{ten} wieder anfangen, daß überall die beste Stimmung wäre und die Truppen die Zeit nicht erwarten könnten, daß es wieder losginge. Horn wünscht sehr Dich zu sehen, wenn es irgend möglich wäre würde er über Clausshagen reisen, sollte es aber nicht angehen, so läßt er Dich fragen, ob Du nicht Montag nach Strelitz kommen könntest. Arndt ist heute Mittag abgereist, er läßt Dich noch aufs herzlichste grüßen. Ich schicke Dir hier das verlangte, außer den 10 rthr. noch 5 Münzcourant, ein bißchen Zucker und Thee, 1 Flasche Rum, die Dir gewiß schon lange noth gethan hat, und nur 1 Flasche Wein, da wir keinen größeren Kober haben, 2 Paar Strümpfe und 2 Handtücher. Nun lebe wohl, lieber Mann, Gott erhalte Dich gesund, um meinetwillen sei ohne Sorgen, Gott wird mir ja durchhelfen, ich werde recht viel an Dich denken in der Stunde der Noth, das soll mein Trost sein.“

Berlin, 20. Juli. Frau W. Reimer an G. Reimer.

„Seit ich Dir zuletzt schrieb, habe ich die Freude gehabt, 5 Briefe von Dir zu bekommen. Ich bin nur froh, daß ich über Dein Wohlfsein beruhigt bin, obfchon mir die Hoffnung fehlgeschlagen ist, daß Du etwas vom Herkommen schreiben würdest. Heute seid Ihr, wie ich von Eichhorn weiß nach Havelberg marschirt. Zu diesen Tagen sieht es

hier schlecht aus mit den politischen Dingen. Die Menschen sind ganz niedergeschlagen; seit der König hier ist, sind so viele Dinge passiert im Großen und Kleinen, daß man es nicht begreifen kann. Ich hoffe Schleiermacher, der mir einen Brief für Dich schicken will, schreibt Dir ausführlich darüber. Schlegel hat das Manuscript geschickt, von dem ich Dir schrieb, er will, daß es das strengste Geheimniß bleibe, daß er der Verf. ist. Von Dümmler wissen wir, daß er weiter transportirt ist. Es ist ganz fürchterlich, daß er sich wahrscheinlich nach Frankreich schleppen lassen muß.“

Berlin, 11. August. G. Reimer an Prof. Rühß.

„Ich will und kann Berlin nicht verlassen, mein lieber Rühß, ohne Dir noch einmal einige Worte zu schreiben. Meine häuslichen und meine Geschäftsverhältnisse hatten dringend meine Anwesenheit erfordert und ich hatte deshalb Urlaub genommen, aber kaum war ich hier angekommen, so erhielt ich so viel Aufträge für das Bataillon, daß ich meine eigenen Geschäfte nur nebenher und nicht gründlich besorgen konnte. In der That muß noch vieles ja alles anders werden, wenn es mit unserem Wesen ein gutes Ende gewinnen soll, aber es wird auch mit Gott, und der Krieg ist das nächste Mittel dazu und die wahre Hülfe. Und er wird gewiß ausbrechen, denn bis heute, wo doch nur noch 5 Tage bis zum Ablauf des Waffenstillstandes sind, hört man nichts von Verlängerung desselben und die Friedensgerüchte, welche seit einigen Tagen umliefen, hören auf. Die Bedingungen, welche man dabei sowohl für den Waffenstillstand als für den Frieden stellte, waren so glänzend für uns, daß man hätte glauben müssen Napoleon, wenn er sie annähme, sei entweder wahnsinnig geworden oder sei es immer bereits gewesen. Er sollte freiwillig soviel aufgeben, als er nur durch den unglücklichsten Krieg hätte verlieren können und zugleich auch jede Erinnerung an die ungeheuren Bestrebungen seines ganzen vergangenen Lebens! Unglücklich

genug wäre indessen ein solcher Ausgang für unser Schickal gewesen, und Deutschland würde dann wahrscheinlich in die alte oder vielleicht noch hochgradigere Erschlaffung versinken, besonders da namentlich in unserem Staat in letzterer Zeit die Schlechten und Gemeinen recht wieder die Oberhand gewonnen haben und über alles triumphiren, was Redlichkeit, Tüchtigkeit und guten Willen gezeigt hat. Nein, es muß erst alles brav gerüttelt und geschüttelt werden, damit die Spreu verfliegen und die schweren fremden Theile zu Boden sinken und nur übrig bleibt, was gedeihen kann. Meinen Hausstand habe ich vermehrt gefunden, indem mein gutes Weib am 24. v. M. eines Töchterchens genesen ist¹⁾, das gesund und wohlgebildet zur Welt kam, und sich bis heute nebst der Mutter wohl befindet. Gott wird beide ferner erhalten und schützen, ich danke ihm, daß er mir so treue und redliche Freunde geschenkt hat, die auch in meiner Entfernung oder gänzlichen Trennung von den Meinigen sich ihrer liebevoll annehmen werden. Mein Geschäft hat unerhört gelitten und nun endlich die über alles elende Messe. Das drückt hart auf mich, da es jederzeit mein ernstliches Bestreben gewesen ist, meine Verbindlichkeiten streng zu erfüllen. Mit Gottes Hülfe werde ich aber auch hier durchkommen und jedem gerecht werden. Habe noch besten Dank für Deine thätige Unterstützung des Preußischen Correspondenten, der jetzt sehr an der Schwindsucht leidet. Ich bitte Dich daher nach Gelegenheit und Kräften damit fortzufahren, Du thust mir einen wesentlichen Dienst, weil von der gleich kleinen Einnahme zum Theil mein Hausstand besteht. Heute Mittag gehe ich zu meinem Corps, das zwischen Wittenberge und Langen steht. Ich bin voll Vertrauen, weil ich die Ueberzeugung mitnehme, daß der Wiederausbruch des Krieges unvermeidlich sei. Grüße Deine sehr liebe Frau und die Deinigen.“

¹⁾ Anna R., vermählt 1831 mit dem Buchhändler Salomon Hirzel in Leipzig.

Woltersdorf bei Magdeburg, 2. September.

G. Reimer an Frau W. Reimer.

„Seit meinem letzten Brief vom 28. August haben wir wenig Ruhe genossen, da wir uns auf dem äußersten Vorposten befinden und beinahe stündlich alarmirt wurden. Seit dem 31. August sind wir hier eingetroffen und ewig in Bewegung und Unruhe geblieben, daher nicht aus den Kleidern gekommen, was auch schon 8 Tage vorher nicht geschehen ist, wo wir abwechselnd Tag und Nacht marschirten. Ueberhaupt bin ich, seit ich Berlin verließ, nur die erste und 2^{te} Nacht, versteht sich in Kleidern, auf ein Bett gekommen. Auf dem Hermarsche sind wir durch mehrere Dörfer gekommen, wo die Franzosen so recht ihren Vandalismus geübt haben. Besonders haben die Edelhöfe gelitten. Alles wurde zerstört, Spiegel, Porzellan, Schränke, Gläser, Leinwand und was nur zerstörbar war. Die Besitzer haben nicht einen Löffel, kaum einige Messer, Gläser und Teller behalten, kurz es ist ein Greuel verübt worden, der gesehen werden muß, nicht beschrieben werden kann. So gern ich einen ausführlichen Bericht über die Schlacht bei Hagelsberg gegeben hätte, so habe ich doch nicht Zeit und Ruhe dazu gehabt. Seit meiner Abreise von Berlin habe ich keine Silbe von Dir gesehen und sehne mich außerordentlich danach. Laß mich wissen wie es Dir geht. Wir lesen soeben die letzten Berliner Zeitungen und finden, daß das Gefecht bei Hagelsberg ganz falsch geschildert wurde, namentlich ist der Antheil Tschernitschew's kein anderer als daß er die Gefangenen genommen hat, welche wir ihm entgegentrieben. Neumärkische Landwehr war nicht dabei und von der Kurmärkischen hat sich namentlich unser Bataillon ausgezeichnet. Man sieht, daß der Bericht von Tschernitschew herrührt, der gar nichts Näheres von den Verhältnissen weiß. Die Kosacken haben wir bei dieser Gelegenheit als sehr erbärmlich und gar nicht stichhaltend kennen lernen, sie waren es sogar, die, als ein Paar von

unserem Bataillon sich zurückziehen mußten, die Nachrichten von dem gänzlichen Verlust der Schlacht in der Umgegend verbreiteten, wohin sie eilig flüchteten. Gott erhalte Dich, mein theures Weib, grüße und küsse die Kinder tausendmal. Ich grüße unseren lieben Hausgenossen und Freunde."

Am 17. September empfängt mein Vater brieflich die Nachricht vom Tode des kleinen Heinrich, seines von ihm heißgeliebten dreijährigen Söhnchens. Lange ringt er nach Fassung und schickt, um sich den Kummer vom Herzen abzuwälzen, lange Briefe an Frau und Kinder. Endlich schreibt er aber: „Ich danke dem Höchsten, der mir die Kraft schenkt, der Erfüllung meiner höchsten Pflicht treu zu bleiben und nach meinen geringen Kräften zur Erringung der Freiheit und Selbstständigkeit unseres geliebten Vaterlandes beizutragen."

Berlin, 24. Sept. Frau W. Reimer an G. Reimer.

„Deine Geschäfte machen es eigentlich nothwendig, daß Du auf 8 Tage herkämeft. Das Quartal ist beinahe um, und wir wissen noch keinen Redacteur zum Correspondenten. Schleiermacher wird zwar, wie ich glaube, wenn es nicht anders ist, es schon noch einige Zeit führen, doch ungern. Wärest Du hier, so, glaube ich, könntest Du ihn überreden, daß er es ganz behielte und sich jemand zur Hülfe nähme, etwa Arnim, der es wahrscheinlich gern thun würde."

Berlin, 21. November. Frau W. Reimer
an G. Reimer.

„Wir sind heute Abend bei Schleiermachers, wo sein Geburtstag gefeiert wird. Könntest Du doch mitgehen! Dann ging ich gern hin, aber so ist es nur ein so wehmüthiges Gefühl unter frohen Menschen zu sein! Alle Deine Freunde wünschen jetzt, Du möchtest zurückkommen, ich sage nichts dazu, aber ich weiß, Du thust es nicht, wie

sie meinen. Solltet Ihr aber noch den ganzen Winter dort bleiben, wo Du einsehst, daß Du nichts nützen kannst, möchtest Du dann nicht auf längere Zeit Urlaub nehmen?"

Berlin, 30. November. Frau W. Reimer
an G. Reimer.

„Was mich so in Thätigkeit setzt ist, daß wir es unternommen haben, 20 Vermundete im Lazareth am hallischen Thor zu speisen. Da die Niebuhr mir einen bedeutenden Betrag gegeben hat mit dem Wunsch etwas Ordentliches auszurichten, so hielt ich es für meine Pflicht mich der Sache so viel wie möglich anzunehmen und die Schwestern unterstützten mich dabei. Jetzt habe ich nun viel mit der Einrichtung zu thun, künftig werde ich aber nur einen Tag in der Woche von morgens 7 bis mittags 1 Uhr dort zubringen. Mit Schleiermachers habe ich auch über das was Du mir neulich schriebst gesprochen. Sie glaubt, daß die Schwermuth, die ihn oft befällt, von körperlichem Unwohlsein herrühre, und ängstigt sich darüber, doch meint sie auch, daß es jetzt besser wäre als vor einigen Wochen, und daß er den Brief an Dich wohl in der schlimmsten Zeit geschrieben hat. Er scherzte darüber und sagte, er wüßte wohl, Du würdest ihn ausschellen. An Fortgehen hat sie mir versichert, denkt er jetzt nicht mehr, und die Einleitungen, die er dazu gemacht hat, bestehen auch nur darin, daß er sich irgendwo erkundigte, ob er dort, im Fall er einmal von hier ginge, eine Anstellung bekommen würde, was er aber auch nur Dir allein gesagt haben will. Ich muß nun schlafen gehen, ich bin heute viel auf den Beinen gewesen und muß so früh wieder auf sein.“

Berlin, 9. December. Frau W. Reimer
an G. Reimer.

„Also soll ich die Hoffnung Dich recht bald wiederzusehen wieder aufgeben, und ich dachte Dich einige Wochen

zu behalten, doch wie Gott will, aber das ist es nicht allein, was mich betrübt, Du fühlst Dich zu unglücklich in Deiner jetzigen Lage, wie ich glaube etwas mit Unrecht, denn Du bist ja nicht unthätig und gewiß so nützlich wie jeder andere, wie verschieden auch die Thätigkeit und der Zweck derselben ist. Niebuhr war außerordentlich froh, daß ein Extrablatt, welches er angeordnet hat, sehr gut eingeschlagen ist, es sind davon 2700 Exemplare abgesetzt."

14. December: „Am ersten Weihnachtstag werde ich viel zu thun haben. Wir wollen nämlich das ganze Lazareth speisen und aufs Beste. Es ist eigentlich Niebuhr's Idee, der es am Heiligabend wünschte, sich aber nun darein gefunden hat, daß es erst am Weihnachtstage geschieht. Ich habe dazu 12 Rälber verschrieben. Daß die schönen Nachrichten von der Uebergabe Magdeburgs falsch waren, dachte ich wohl, da man doch von keiner einzigen Festung hört, daß sie sich so schnell ergiebt wie sie die Franzosen bekommen haben."

1814.

Meiner Mutter sehnlichster Wunsch, daß mein Vater bei seinem Weihnachtsbesuch seinen Urlaub länger ausdehnen, vielleicht ganz in Berlin bleiben könnte, sollte nicht in Erfüllung gehen. Schon am 9. Januar schreibt sie wieder nach Burg und meldet ihm von großen Geschenken, die dem Lazareth aus Stargard zugegangen seien. Am 22. Januar schreibt sie: „Seitdem die neuen Anzeigen von der Zeitung bekannt geworden sind, haben sich doch schon mehr Pränumeranten gemeldet (ungefähr 800 im Quartal). Mit dem Einzelverkauf geht es auch immer an. Die Jungen kaufen alle Abend 60—80 Blätter." Am 26. Januar theilt sie mit, daß Arndt's sämtliche Schriften in Folge seiner Brochure „Der Rhein Deutschlands Fluß nicht Deutschlands Grenze" verboten sein. So oft meine Mutter auch ihre Sehnsucht

nach Frieden zu erkennen giebt, immer fügt sie hinzu, daß statt eines faulen Friedens ihr der Krieg lieber sei, und während sie sich abmüht mit häuslichen, Geschäfts- und Lazarethsorgen, sagt sie in ihrem Brief vom 28. Januar: „Wie kummert es mich, daß Du so viel Beschwerden auszustehen hast, während ich in der warmen Stube sitze.“ Als mein Vater ihr mittheilt, daß sie nun vor Magdeburg lägen, beklagt sie es, das sei schlimmer, als wenn er über den Rhein gegangen sei, denn vor den alten Festungen werden so viele krank. In einer Ausstellung, die Gubiß zum Besten ihres Lazareths giebt, muß sie von 11—4 Uhr an der Kasse sitzen. Am 14. Februar schreibt sie: „Ich möchte Dir gern oft und viel schreiben, mein Herz ist so voll und sehnt sich nach Mittheilung, aber ich kann jetzt so selten dazu kommen, denn theils bin ich tagüber unter den Kindern in einem Gewühl immerwährender Zerstreung, theils nimmt mir das Lazareth die Zeit hinweg und ermüdet mich so, daß ich abends mich nicht mehr regen kann. Was ich Dir neulich vom Verbot von Arndt's Büchern schrieb, hat sich leider insofern bestätigt, daß uns der Verkauf und die Anzeige vom Geist der Zeit 3. Theil unter sagt ist.“ Im März florirte unter Niebuhr's Redaction der „Correspondent“. Leider wurde Niebuhr nach Halle berufen und sein Nachfolger in der Redaction, Woltmann, erklärte sehr bald, daß es mit dieser Censur ein zu verbrießliches Geschäft sei. Interessant sind die Motive des Verbots von Arndt's Geist der Zeit. Der Censor erklärt, man dürfe dieser Schrift deshalb keine zu große Verbreitung geben, weil sehr starke Dinge gegen Napoleon darin ständen, und man doch nicht wissen könne, wie man nach eingetretenem Frieden zu ihm stehen werde. Das sagt er drei Wochen vor der Einnahme von Paris! „Was sind es doch für erbärmliche Menschen“ fügt meine Mutter hinzu. Wenn man an diese jämmerlichen Zustände zurückdenkt, wo der Mann der Wissenschaft so gut wie der Dichter dem Censurstift eines solchen Büttels

der Gewalt verfallen waren, so möchte es einem scheinen, daß man vor zwei Jahren am 18. März das 50jährige Geburtsfest der Preßfreiheit lange nicht genug gefeiert hätte. Das jüngere Geschlecht freilich wird sich kaum noch der verzweifelten Klagen aus jener Zeit erinnern, wo Platen sang:

Der mörderische Censor lümmelt
Mit meinen Büchern auf den Knien
Und meine Lieder sind verstümmelt,
Zerriffen meine Melodien.

und wo Herwegh entrüstet dem Censor zurief:


Unseliger Eunuche Du,
Der unsres Geistes Hauch bewacht
Und sich für seines Sultans Ruh'
Zum gottverfluchten Knechte macht!

Noch Jahrzehnte mußten nach den Freiheitskriegen dahingehen, ehe die Preßfreiheit erreicht ward, und ehe die Censoren verschwanden. Jetzt aber, kaum ruhten die Waffen, sollten noch viel gefährlichere und viel boshaftere Creaturen erscheinen, dem Staate ihre Spionendienste anzubieten.

Am 8. April erfuhr mein Vater vor Wesel die Einnahme von Paris, am 15. April berichtet ihm meine Mutter, daß sie im Namen des Gouverneurs von Berlin gebeten worden sei, das hallische Lazareth auf Rechnung des Königs zu tractiren. Das habe sie gethan, habe aber mehrere Stunden laufen müssen, um alles Erforderliche herbeizuschaffen. Sie habe auch alle Kranken mit reiner Wäsche versehen und sich dann von ihnen verabschiedet, wobei sie zum Theil Thränen vergossen hätten. Mit Schluß des Lazareths bleibt ihr nun noch die Sorge für den Haushalt, die Kinder und das Geschäft. Sie schreibt: „Heute Morgen war ich mit den Kindern im Thiergarten und ich gestehe, daß mich sehr die Lust anwandelte, draußen zu wohnen, aber ich finde, ich kann es nicht möglich machen, schon der Zeitung wegen nicht.“ Neben der Erfüllung seiner Soldatenpflicht ließ es mein Vater sich besonders angelegen sein,

wo er auf seinem Marsche von Magdeburg nach Wesel Kunstschätze ausfindig machte, diese in Augenschein zu nehmen. Besonders interessirten ihn die Gemälde der Niederländer, und, so bescheiden seine Mittel damals noch waren, hier erwuchs ihm die Idee zur Gründung einer Gemäldesammlung, die später einen sehr bedeutenden Umfang erreichte. In seinem Tagebuch aus jener Zeit berichtet er, daß er in Wallach vom Pastor ein Gemälde gegen einen Meerschäum-Pfeifenkopf eingetauscht habe. Indessen zog sich seine Verabschiedung vom Bataillon so lange hin, daß meine Mutter für ihn nach Leipzig zur Messe gehen mußte. „Wirklich bin ich hier, bester Mann,“ schreibt sie ihm aus Leipzig, „mit Deiner Vollmacht ausgerüstet, um Meßgeschäfte für Dich zu machen, ich armes Weib.“ Schwer konnte sie sich darin finden, daß mein Vater den lebhaftesten Wunsch nicht unterdrücken konnte, vor seiner Heimkehr das nahe Holland und den Rhein zu besichtigen. So sah er damals Utrecht, Amsterdam, Rotterdam, Antwerpen, Brüssel, Löwen, Aachen und ging von Cöln über Frankfurt nach Hause. Am Rhein hat er allerhand buchhändlerische Geschäfte abzuwickeln, trifft aber dabei mit Görres, Sahn, Arndt, Eichhorn, Boyen zusammen und wird von Stein freundlichst aufgenommen. Am 19. Juni langt er glücklich in Berlin wieder an.

Somit hatte die lebhafteste Betheiligung meiner Eltern an den Vorgängen der Befreiungskriege ihren Abschluß gefunden. Mein Vater hatte unter Verleihung des Ehrenzeichens als Hauptmann den Abschied erhalten. Es hat damals und später vielfach Erstaunen erregt, daß ihm nicht das eiserne Kreuz verliehen wurde, viele glaubten, daß es in der That geschehen sei, wie denn auch der General Hirschfeld, der Sieger von Hagelsberg, nie an meinen Vater schrieb, ohne ihn als Ritter des Ordens zu bezeichnen. Es wurde uns aber auf das Bestimmteste versichert, daß



der König den dreimal hierfür Vorge schlagenen jedesmal ausdrücklich abgelehnt habe. Meinen Vater hat das wenig gekümmert. Er schätzte wie alle Welt an dem König dessen Einfachheit und Sparsamkeit, Eigenschaften, die er gleich allen früheren Hohenzollern in hohem Grade besaß, aber des Königs phlegmatisches, oft geradezu melancholisches Temperament, seine häufig hervortretende Verzagtheit und Unentschlossenheit, seine Abneigung gegen alle energische Naturen konnten wenig nach dem Geschmack eines Mannes sein, der gerade damals im innigen Verkehr mit bedeutenden Männern seine volle Thakraft mit so vielem Erfolge entwickelte. Trotz alledem und trotz der später gegen ihn gerichteten ungerechten und boshaften Angriffe seitens der Regierung blieb mein Vater Royalist durch und durch und als der König starb, theilte er feuchten Auges aus der Zeitung den Seinen das Testament Friedrich Wilhelms mit. Das begann mit den Worten: „Auf Dich, mein lieber Friß, geht jetzt die Bürde der Regierungsgeschäfte über.“ Freilich ein anderer Ton als der, den man heutzutage im Verkehr der Fürsten untereinander gewohnt ist!

Bevor ich nun in die Zeit der sog. Demagogen-Verfolgung eintrete, muß ich noch meiner Mutter mit einigen Worten gedenken. Ihr Wirken im Lazareth, so still und anspruchlos es sich vollzog, war der Aufmerksamkeit der Hochgestellten nicht entgangen. Am 16. Januar 1816 erhielt sie ein Schreiben der Prinzess Marianne von Preußen, worin ihr mitgetheilt ward, daß ihr nach dem Vorschlag des Ordenskapitels und nach erfolgter Allerhöchster Bestätigung zur Anerkenntniß ihrer Verdienste um das Vaterland der Luiseorden verliehen worden sei. Damit war aber ihre Freude am Wohlthun keineswegs erschöpft. Sie liebte es, wo sich nur irgend die Gelegenheit fand, die Armen und Elenden zu trösten und zu unterstützen. Ein besonderes Mitgefühl verband sie mit den im Kindbett Liegenden, denen es für sich und das Neugeborene an guter Pflege fehlte,

und so gründete sie den Verein zur Unterstützung armer Wöchnerinnen, der bald über ganz Berlin sich ausbreitete. Als im Jahre 1863 das Jubiläum der Freiheitskriege gefeiert ward, konnte meine Mutter der Einladung, der Feier beizuwohnen, aus Gesundheitsrücksichten nicht Folge leisten. Sie erhielt aber aus dem Secretariat der Kronprinzessin Friedrich folgendes von den Familienbildern begleitetes Schreiben: „Hochgeehrte Frau! Ihre Königliche Hoheit die Frau Kronprinzessin hat sich während der patriotischen Feier der letzten Wochen die Verdienste lebhaft vergewärtigt, welche Sie zur Zeit der Erhebung des Vaterlandes, den Frauen Berlins in edlem Gemeinfinn vorangehend, sich erworben haben. Die dankbare und herzliche Anerkennung der von Ihnen damals und in Ihrem ferneren Lebenslauf bethätigten Gesinnungen Ihnen persönlich auszudrücken verbietet Ihre Königl. Hoheit zum eigenen Bedauern die Ihrem Alter und Ihrer Gesundheit gebührende Schonung, die Frau Kronprinzessin kann es sich aber nicht versagen, Ihnen wenigstens im Bilde mit den Ihrigen zu nahen und bittet Sie die heiliegenden Photographien als ein Zeichen aufrichtiger Theilnahme zu betrachten.“

Als Stütze der Buchhandlung mußte meine Mutter noch oft genug ihre Kräfte anspannen, theils weil mein Vater sehr regelmäßig die Messen in Leipzig besuchte, theils weil seine große Reiselust ihn häufig auf Wochen von Berlin fern hielt. Dann ging vieles durch ihre Hände und in vielen wichtigen Dingen mußte sie den Ausschlag geben. Die große Beliebtheit, die sie unter den Autoren genoß (Arndt nannte sie in der Biographie meines Vaters eine Perle der Frauen), hat nicht wenig zur Blüthe des Geschäftes beigetragen.

Auch erforderte Haus und Hof eine sehr vermehrte Sorgfalt; denn seit 1816 wohnten meine Eltern im eigenen Hause mit großem Garten und oft galt es Miether für die eine oder andere Wohnung zu finden. Der Erwerb des Hauses



Wilhelmstr. 73 machte es meinem Vater möglich, eine großartige Gastfreundschaft auszuüben. Leute aus allen Ständen und jeden Alters verkehrten bei ihm, und die Donnerstage wurden zu regelmäßigen Empfangsabenden eingerichtet. Im Jahre 1818 nahm er zwei junge Leute bei sich im Hause auf, die beide bisher in Jena studirt und kurz zuvor als Doctor promovirt hatten.

Der Eine, aus der Rheinpfalz gebürtig, war der Dr. phil. Georg Ludwig Rödiger. Ein schwärmerischer Jüngling, hatte er sich in hervorragender Weise am Wartburgfest (18. October 1817) betheiligt und bei dem Siegesfeuer eine Rede gehalten, in der er Einiges über die Wortbrüchigkeit der Fürsten und über den noch unangebrochenen Bundestag vorbrachte. Hauptsächlich tadelte er aber die sittlichen und vaterländischen Untugenden, die Nachäfferei des Fremden, die Genuß- und Selbstsucht und forderte dazu auf, zur abhärtenden Entbehrung zurückzukehren. Nirgends konnte man einen bösen Willen oder einen anmaßenden Uebergriff heraus hören¹⁾. Die Rede, sagt ein Ohrenzeuge²⁾, war kein Exercitium, sondern ein innerlich lebendig Erlebtes und deshalb Ergreifendes. Am folgenden Tage trat Rödiger in zündender Rede den Landsmannschaften entgegen und sprach eifrig für die Burschenschaft. Später trifft Leo dann Rödiger in Jena bei Sand, wo er im Gespräch mit diesem die Idee eines Gewaltstreiches lächerlich findet und seine Wiße darüber macht.

Der zweite Gast des Reimer'schen Hauses war seit 1818 der Dr. med. Karl Gustav Jung aus Mannheim, der ebenfalls der Wartburgfeier beigewohnt und in Jena Sand's Bekanntschaft gemacht hatte. Ihn schildert Leo³⁾ auf Grund seiner persönlichen Bekanntschaft als einen in jeder Beziehung klugen und frischen, äußerlich schönen und innerlich gewandten

¹⁾ Gervinus, Geschichte des 19. Jahrhunderts, Bd. II, S. 490.

²⁾ Leo, meine Jugendzeit, S. 157.

³⁾ Am ang. Orte S. 173.

Mann, das wahre Bild eines deutschen Studenten, wie man ihn gern sah. Sein angenehmes Aeußere und sein vortreffliches Benehmen verschafften ihm, als er in Berlin seine Studien fortsetzte, schnell die Zuneigung einflußreicher Personen, sodaß er sogar an der Kriegsschule eine Anstellung als Lehrer der Chemie erhielt.

Im Herbst 1818 hatte mein Vater in Schleiermacher's Begleitung eine schöne Reise nach dem Salzkammergut und Tirol gemacht. Dorthin schreibt ihm meine Mutter: „Ich habe vergessen Dir zu erzählen, daß ich Einquartirung hatte, aber freiwillige. Es sind 10—20 Turner aus Züllichau hergekommen, von denen ich zwei aufnahm. Statt 3 Tage sind sie 12 Tage hier gewesen.“

Das Jahr 1819 bereitete der bisher immer noch festgehaltenen Hoffnung der Patrioten auf eine freiere Gestaltung des Staatslebens eine bittere Enttäuschung und vermehrte der steigenden Anzahl Mißvergnügter gegenüber das Unbehagen der Regierung. Ende Januar 1819 schreibt mein Vater an Niebuhr¹⁾: „Wir haben in diesen Tagen in mancher Erwartung gelebt. Schon seit mehreren Wochen verlautete es, am 18. oder 24. werde allerhand auf die Verfassung Bezug habendes ans Licht treten; von verschiedenen Seiten wurden die Gerüchte erregt, die freilich auch in der oft wiederholt gegebenen aber ebenso oft unerfüllt gebliebenen Versprechung einige Begründung zu finden schienen. Doch wie immer ist auch diesmal die neue Hoffnung auf eine betäubende Art getäuscht worden, indem der 18. nichts als Orden und Bänder unwürdigen, zum Theil verurtheilten Personen gebracht hat, der 24. aber außer der großen kirchlichen Comödie auch noch eine Predigt, vom Bischof Eylert gesprochen, die ein würdiges Gegenstück zu allen früheren obscurantischen Bemühungen abgeben konnte: „indem

¹⁾ Den Briefwechsel Niebuhrs mit meinem Vater hat Treitschke i. d. Preuß. Jahrb., Bd. 38, S. 173—201 publicirt. Hier benutze ich daraus nur einige Sätze.

der Geist der Zeit darin abgestraft worden, der nichts brüte als List, Verrath und Rebellion unter dem Vorwande, nach Verfassung zu streben, die doch nicht so leicht zu geben sei, wie die Meisten zu glauben schienen. Dabei sind Andeutungen vorgekommen, die den Umsturz aller Verhältnisse und der Throne als ganz nahe bezeichnen. Der König, welcher ohnehin allenthalben das Schwärzeste und Verderbenbringendste zu sehen glaubt, soll ihm seinen völligen Beifall gegeben haben unter der Bemerkung: es würde zu wünschen sein, daß seine Worte von recht vielen beherzigt werden möchten. So träumen die Leute von Gespenstern, die nichts weiter sind als Ausgeburten ihrer eigenen verschrobener und verderbten Einbildungskraft, womit sie ihnen selbst Unruhe und Noth erregen."

Zu dieser in den höchsten Kreisen herrschenden Stimmung trat die Wirkung der am 25. März 1819 erfolgten Ermordung Kokebue's durch Sand und des am 1. Juli stattfindenden Mordanschlags Löhning's auf den Regierungs-Präsidenten von Zell.

Indessen ahnte meinem Vater nichts Schlimmes, so daß er unbesorgt und seelenvergnügt im Juli eine Reise nach der Schweiz antrat. Während er jedoch auf dieser begriffen war, erfolgte der Eintritt einer Katastrophe, von der ihm meine Mutter in den hier folgenden Briefen nach Zürich Meldung machte.

Berlin, d. 10. Juli 1819.

"— — — —. Es geht jetzt hier wunderbar und toll her. Ich fürchte, Du kriegst in den auswärtigen Zeitungen davon zu lesen, darum will ich was ich weiß erzählen. Am Mittwoch d. 7. stehe ich ungewöhnlich früh auf, weil mich Hitze und Fliegen nicht schlafen ließen, es war 4 Uhr, indem klingelt es und es wird nach Jung gefragt, die Reiniken (das Kinder mädchen) zeigt den Weg über den Hof und die Straße, als ich aber in die Küche komme, kommt das Mädchen mir ganz erschrocken entgegen und erzählt, daß

etwa 10 Mann, 2 Gensdarmen, 2 in Polizei-Uniform, 6 in Civilkleidern durch den Garten hereingebungen sind. Die Gensdarmen besetzen beide Thorwege auf der Straße und im Garten, 2 Leute bleiben auf dem Hofe, 6 kommen herauf zu den beiden, denen sie jedem eine Schrift zeigen, daß sie auf Befehl Sr. Majestät des Königs beauftragt sind ihre Papiere zu nehmen, sie wären im Verdacht einer geheimen politischen Verbindung; um $\frac{1}{2}$,9 Uhr möchten sie vor der Polizei erscheinen. Sie nahmen ihnen jedes Blatt Papier, das Beil, das Jung auf Reisen brauchte, auch Deinen Stockdegen, der oben gestanden. Als sie dann zur Polizei kommen, müssen sie es mit ansehen, wie sie alle ihre Briefe von Freunden und Verwandten lesen und fortiren. Was sie nicht brauchen können, z. B. Jungs Hefte werden zurückgegeben. Kaum sind sie um 1 Uhr wieder zu Hause angelangt und im Begriff sich umzuziehen, so werden sie wieder abgeholt und ihnen von Herrn Ruch (Intendant) das Ehrenwort abgenommen, daß sie sich nicht aus Berlin entfernen wollen, bis die Untersuchung beendigt ist. Das dauerte wieder einige Stunden, aber nun, dachten sie, würden sie Ruhe haben, jedoch andern Mittag um $\frac{1}{2}$,1 Uhr erschien der Herr Eckardt mit einem Wagen, um sie zum Verhör abzuholen. Um 5 Uhr bekam ich ein Billet an Dich von Polizei-Commiffarius Gardewein, die Herren würden im Arrest verbleiben auf der Stadtvogtei und ließen um einige Sachen bitten, die er selbst abholen und darüber quittiren würde. Ich mußte ihnen nun Matrazen, Wäsche und Bücher schicken und auf Befragen erlaubten sie auch ihnen Essen zu schicken, gestern aber wurde dies verboten, weil niemand zu ihnen dürfe. Gleichzeitig ist es nun Elf anderen ebenso geschehen, meist solchen, die wir kennen, aber die meisten haben nur ihre Papiere herausgeben müssen, gehen aber frei herum. Es sitzen, soviel ich weiß, nur Henning, der auf der Hausvogtei, und Dr. Bader. Die Anderen sind Ahasverus, K. F. Schulz, der ein paar Mal des Donnerstags bei uns

war, Wesselhöft, Düring und ein Schweizer Ulrich. Man sagt, es sollen gleichzeitig auf allen Universitäten solche Untersuchungen stattfinden, andere sagen wieder, daß der Vorfall, von dem kürzlich aus Schwalbach in den Zeitungen stand ¹⁾, dazu die Veranlassung sei. Gott weiß es! Was die Leute nun alles reden, kannst Du Dir denken. Bald heißt es Deine, bald Schleiermacher's Papiere wären versiegelt. Gestern haben Leute bei Dümmler erzählt, die Druckerei wäre versiegelt, die Leute säßen alle in der Stadtvogtei und Du seiest mit genauer Noth entkommen. Ich wollte die Geschichte wäre erst zu Ende. Die beiden wollten jetzt reisen, Rödiger nach Mecklenburg zu einem Freunde, Jung wird von Vater und Schwester sehnlichst erwartet, auch kann es ihm schaden, wenn seine Unschuld nicht bald erwiesen ist, weil seine Anstellung bei der Kriegsschule noch nicht fest ist. Ich habe gestern seine Lage dem General Klausewitz wissen lassen und hoffe, der wird etwas für ihn thun."

Am 12. Juli schrieb meine Mutter einen zweiten Brief nach Zürich, worin sie meinem Vater mittheilt, daß seine Papiere mit Beschlag belegt seien, und welche Schritte sie zur Wahrung seiner Interessen gethan habe. Sie hofft unter diesen Umständen auf seine baldige Rückkehr, am 13. Juli meldet sie ihm noch einmal ausführlich alles Vorgefallene in nachfolgendem Briefe:

Berlin, 13. Juli 1819.

"Ich habe zwar schon gestern einen Brief an Dich abgeschickt, geliebter Mann, da es aber möglich wäre, daß er Dich bei der großen Entfernung nicht trafe oder irgendwo liegen bliebe, so schreibe ich auf anderem Wege noch einmal, um Dich über Dinge zu benachrichtigen, die hier vorgefallen sind, auf die Du aber, so unerhört sie sind, wie ich hoffe, durch meinen vorigen am 10^{ten} abgegangenen Brief schon

¹⁾ Morbanfall Königs auf Präsident v. Sbell.

vorbereitet bist. Da es jedoch möglich ist, daß der frühere Brief noch nicht in Deinen Händen ist, so muß ich kürzlich wiederholen, daß am 7. h. morgens um 4 Uhr 10 Mann Polizei auf unseren Hof drangen, die zu Jung und Rödiger gingen, ihnen ihre Papiere abforderten und alles was nur beschrieben war, mitnahmen, ebenso Jung's altes Steinbeil und Deinen Stockdegen, der oben gestanden. Sie mußten den ganzen Vormittag auf der Polizeistube zubringen, wo die Papiere untersucht und ihnen einiges, wie Jung's Hefte, zurückgegeben wurden. Der Nachmittag ging damit hin, daß sie ihnen das Ehrenwort abnahmen, sich nicht vor Beendigung der Untersuchung aus Berlin zu entfernen. Andern Tags gegen Mittag wurden sie in einem Wagen zum Verhör abgeholt und auf der Stadtvogtei, wo sie jetzt noch sind, in Arrest behalten. Es ging gleich das Gerüde in der Stadt, auch Deine Papiere wären in Beschlag genommen, auch Du wärest in Verdacht, Mitglied einer geheimen politischen Verbindung zu sein, denn daß dies der Grund war, weshalb die beiden verhaftet wurden, lag klar zu Tage. Ich war aber sehr ruhig und hielt ein solches schreckliches und unerhörtes Verfahren gegen einen so unbescholtenen Mann, wie Du bist, für ganz unmöglich. Einige unserer Freunde, die ängstlich wurden, baten zwar, ich möchte Deine Correspondenz nachsehen und lieber Briefe, die vielleicht freie Aeußerungen enthielten, vernichten, damit ich doch in jedem Fall sicher sei, aber mir kam es erstlich unnöthig vor, weil ich an keine Untersuchung glauben konnte, und dann war es mir auch so zuwider alle Deine Papiere durchzustöbern. Ich war zu fest überzeugt, daß sie nichts finden könnten, was Dir wirklich schaden möchte, und Eichhorn und Schleiermacher bestärkten mich beide darin, daß ich nicht Ursache hätte für Dich irgendwie besorgt zu sein. So gingen mehrere Tage hin; noch habe ich Dir vergessen zu schreiben, daß in derselben Nacht oder am 7^{ten} ganz früh morgens viele junge Leute, meist von unserer

Bekannthschaft, dasselbe erfuhren wie Jung und Rödiger, es waren Henning, Dr. Bader, ein gewisser Döring, Wesselhöft, Franz Lieber, ein Schweizer Ulrich aus Zürich, der aus Versehen für den schwarzen Ulrich genommen worden sein soll, Hasverus, K. F. Schulz und noch einige, auf deren Namen ich mich nicht gleich besinnen kann. Nur Henning und Bader sind noch in Haft, den anderen sind nur die Papiere genommen. Wie betrübend und niederschlagend sind alle diese Dinge, dies ungeheure Mißtrauen, wohin kann es führen als die Menschen zu erbittern und zu reizen! Mich hat es recht betrübt, wenn ich auch an uns und unsere Freunde gar nicht denke.

Sonntag d. 11^{ten} hielt Schleiermacher eine so schöne Predigt, ich darf mich nicht lange aufhalten, sonst möchte ich Dir viel davon erzählen, ich genoß das Abendmahl und fühlte mich recht gestärkt und beruhigt danach. Den Mittag aßen Bleef¹⁾ und Leopold²⁾ mit uns, und wir wollten eben Café trinken, als die Thür aufging und die ganze Stube mit Polizei angefüllt war, an ihrer Spitze der Regierungsrath Grano, der mich in die Wohnstube führte (wir waren in der Bilderstube) und mir ohne Schonung und als wäre es ihm lieb mich in meiner Lage zu erschrecken und zu ängstigen, vortrug, daß er Deine Papiere in Beschlag nehmen mußte und ich ihm gleich alle Schränke und Behältnisse anzeigen mußte, wo sie aufbewahrt würden. Als ich den Schwestern auftrug die Ladenschlüssel (Buchhandlungsschlüssel) herbeizuschaffen, damit wir nach Deiner Stube gehen könnten, wollte er nicht zugeben, daß sich jemand, auch nicht ein Kind aus der Stube entferne, ich aber erklärte ihm, daß ich mir ein solches Betragen nicht gefallen lassen würde, und mir einen männlichen Beistand holen lassen würde, was er zuerst nicht zugeben wollte, aber als

1) Später Prof. der Theologie an der Bonner Universität.

2) Leop. v. Plehwe ein alter Kriegskamerad meines Vaters.

ich, ohne mich daran zu kehren, zu Eichhorn schickte, der zu meinem Glücke zu Hause war, wurde er ganz still. Gewiß war es so berechnet, daß sie mich allein treffen wollten, denn des Sonntags wegen war natürlich niemand im Laden, und Schleiermacher war eben in die Spittelkirche gegangen, wo er nachmittags predigte. Eichhorn ließ sich von Grano die Vollmacht zeigen, die ihn zu seinem Verfahren berechtigte, und er zeigte dann ein Rescript, vom Fürsten Wittgenstein unterzeichnet, worin der Commission, wozu er und ein Justizrath Schmidt gehören, unbedingte Vollmacht gegeben wird, den Spuren der geheimen demagogischen Verbindung, wie sie es nennen, nachzugehen, wie sie nur können. Dein Name war also nicht genannt, und er sagte auch, daß er nur nach reiflicher Ueberlegung mit seinem Kollegen Schmidt, und nachdem sich in Jung's und Röddiger's Papieren Dinge gefunden hätten, die Dich verdächtig machten, dazu entschlossen hätte so zu handeln. Ich wollte nun nicht, daß sie viel herumframen sollten, wozu Herr Grano große Lust zu haben schien, also bat ich, sie möchten lieber Deine ganze Stube versiegeln, weil nur da Papiere von Dir wären, das thaten sie auch, wollten nun die Buchhandlung auch ganz durchsuchen, was ich nicht zugeben konnte, ohne daß Koch (der Buchhalter) dabei war, weil natürlich so viele Menschen alles durcheinander geworfen hätten, und so mußten sie sie auch bis zum andern Morgen früh versiegeln, die Druckerei durchsuchten sie noch, fanden natürlich nichts und gingen um halb sieben fort. Eichhorn, der treue Freund, hat ihm recht tüchtige Sachen gesagt und mir in seiner Gegenwart anempfohlen, wie ich doch nun ja alles aufbieten mußte, um mir Genugthuung für ein so gewaltfames unerhörtes Verfahren zu verschaffen, wie ich mich gleich an die höchste Gewalt wenden mußte und nicht ruhen, bis uns Gerechtigkeit würde. Er ist gleich zu den Ministern Bernstdorf und Altenstein gefahren und ich fuhr heraus zu Simon (Justizrath), ich mußte mich in freier Luft er-

holen und wollte ihn auch gern um Rath fragen, dort fand ich Krause (Justizrath), beide begleiteten mich nach Hause und verabredeten mit Eichhorn das Nöthige, gingen zu Schmidt, der ein ordentlicher Mann sein soll, doch ist ihm das was man ihm aufgetragen hat, zuwider, deshalb will er so wenig wie möglich damit zu thun haben. Gestern hat Krause eine Vorstellung über die Geschichte an den Staatskanzler aufgesetzt, Abschriften davon sollen an alle Minister geschickt werden, es war niemand davon unterrichtet, und man sagt, der Staatskanzler sei sehr aufgebracht. Es muß ja bald anders werden, es ist ja schrecklicher als in den Zeiten der Revolution! Du wirst nun wohl Deine Reise, auf die Du Dich lange gefreut, und von der ich gehofft hatte, daß sie Dich geistig und körperlich recht erquickten und stärken sollte, aufgeben und eilen, daß Du nach Hause kommst, mein bester Mann, und statt des frohen Wiedersehens die Aussicht auf solche Verdrießlichkeiten und, was mehr ist, der Kummer über einen so traurigen Zustand des Staates! Gott wird uns helfen, von ihm allein wollen wir die Hülfe erwarten. Er schütze Dich, geliebter Mann, und geleite Dich glücklich und gesund zurück, wo wir Dich sehnlich erwarten.“

„N. S. Noch habe ich vergessen zu erzählen, daß sie auch meine Briefe und Zettel versiegelt haben und jedes Blättchen von Dir, was bei uns in der Stube lag. Auch daß man es sehr wahrscheinlich findet, Du würdest auf der Reise bewacht, wo nicht gar arretirt werden, doch kann ich das Letzte nicht denken.“

Mein Vater fühlte sich so frei von jeder Schuld, daß er seine Reise trotz dieser schlimmen Nachrichten nicht sofort unterbrach, sie vielmehr zu einem Besuche Arndt's bis Bonn ausdehnte. Dort schrieb ihm meine Mutter unterm 3. August:

„— — — Ich weiß nicht, ob Du Deinen Vorsatz nach Bonn zu gehen ausführst. Von unserem lieben Arndt

wirft Du manches hören, und Ihr werdet Euch aussprechen über den Jammer dieser Zeit. Es ist doch recht gut, daß Du von allem was hier vorging nichts wußtest. Sie sind wirklich hier gewesen und haben die Briefe doch mit sich genommen, Deine und meine, aber verzeichnen mußten sie sie genau und das dauerte $1\frac{1}{2}$ Tage. Du kannst Dir denken, wie mir dabei zu Muthe war, doch als erst alles vorüber war, war mir viel leichter, und weiß ich nur, daß Du Dich nicht zuviel ärgerst über alle diese Dinge, so bin ich ganz ruhig. Jung und Ködiger sitzen noch immer auf der Stadtvogtei, ich höre gar nichts von ihnen.“

Inzwischen hatten meines Vaters Rechtsbeistände, die Justizräthe Krause und Reinhardt (letzterer der Bruder meiner Mutter) ihre Beschwerdeschrift an das Ministerium abgehen lassen und darauf am nächsten Tage (27. Juli) nachfolgenden Bescheid erhalten, der mir werth scheint, der Vergessenheit entrisen zu werden: Polizei-Ministerium. Da eine bedeutende Anzahl von Individuen, über deren der bürgerlichen Ruhe und Ordnung nachtheilige Grundsätze und Tendenzen kein Zweifel obwalten kann, nach einer Reihe von übereinstimmenden Aeußerungen mit dem Buchhändler Keimer in fortgesetzter und genauer Verbindung stehen und ihn als den Mann bezeichnen, von welchem sie Unterstützung und Hilfe erhalten, so ist die genaueste und strengste Durchsicht seiner Papiere für den Staat ebenso wichtig, als sie dem Buchhändler Keimer und den Vertretern seiner Gerechtfame erwünscht sein muß. Es kann daher nur von der Entfernung jeder, zu diesem Zweck nicht erforderlichen unnöthigen Belästigung die Rede sein, und wie sorgfältig auf diese Entfernung Rücksicht genommen worden, belegt ohne weiteren Commentar schon der bisherige Gang dieser Angelegenheit. Eure Wohlgeboren können daher überzeugt sein, daß jede mit dem Zwecke und selbst mit der den inhaftirten Personen schuldigen Rücksicht vereinbarlichen Schonung und Berücksichtigung der Wünsche der Madame

Reimer gern eintreten, und daß insonderheit kein öffentlicher und insonderheit Polizeibeamter sich zur Erforschung von Privatheimnissen herabwürdigen wird, so wie Sie dagegen einsehen werden, daß Communicationen über Staats-Verhältnisse keine Privatheimnisse sind.

Dies im Allgemeinen vorausgeschickt eröffne ich Ihnen, soviel die einzelnen Punkte Ihres gestrigen, jedoch erst heut Nachmittag 4 Uhr eingegangenen Vortrages betrifft ad 1) daß die Revision der Papiere um so weniger sistirt werden kann, als des Königs Majestät noch mittelst neuerdings eingegangener Allerhöchster Cabinets Ordre die thätigste und auf keine Rücksicht auf Personen begränzte Fortsetzung der Untersuchung befohlen haben, daß aber das Locale der Revision der Papiere der Königl. Commission um so mehr zu überlassen ist, als nur sie allein vollgültig beurtheilen kann, welche Papiere einer genauen Nachsicht und Vergleichung mit andern Actenstücken bedürfen, und als sie von selbst geneigt sein wird, Papiere, welche schon beim ersten Anblick offenbar nicht zur Sache gehören, sondern derselben völlig gleichgültig sind, sofort zu retrahiren, und in Ansehung der für die Sache erheblichen es dem Buchhändler Reimer gleichgültig sein kann, ob sie, nachdem sie in seiner Mandatarien Gegenwart inventarisiert, in dessen Hause oder im Locale der Commission nachgesehen werden, zumal die erheblichen doch auf jeden Fall sowohl der Untersuchungs-Commission als dem Polizei-Ministerium vorgelegt, mithin aus dem Hause des Herrn Reimer gebracht werden müssen.

ad 2) Daß die Privat-Correspondenz der Madame Reimer mit Personen, welche offensichtlich nicht an den zur Untersuchung stehenden Umtrieben theilgenommen, nach Maßgabe der Verhältnisse entweder gar nicht, oder wie gewünscht wird, nur von einem Commissarius inspicirt werden wird, daß aber jede Beziehung auf die obgedachten Umtriebe die Vorlegung derselben bei der Untersuchungs-Commission um so nothwendiger macht, als mehrere der obgedachten Personen

sich auch der Unterstützung der Madame Reimer rühmen, weshalb alle von diesen Individuen an sie geschriebenen Briefe, gewiß dem eigenen Wunsche der Madame Reimer gemäß, mit vorgelegt werden müssen.

ad 3) Daß, die allein auf das Rechnungswesen sich beziehenden Briefe abgerechnet, die Handels-Correspondenz um so mehr einer genauen Revision bedarf, als einige Handels-Correspondenten des Herrn Reimer sich actenmäßig mit dem Vertriebe unerlaubter Preßproducte befaßt haben, und daher diese Handels-Correspondenz gerade besonders wichtig ist.

Wenn Euer Wohlgeboren diese Angelegenheit aus dem obgedachten Gesichtspunkte in Rücksicht auf das Interesse des Staates, als auf das eigene Interesse des Buchhändlers Reimer und mit Berücksichtigung auf Ihre Amtspflichten prüfen, so wird jeder Anstand umso gewisser gehoben, als von Seiten des Staats nur die strengste Ermittlung der Wahrheit bezweckt wird. Schließlich kann ich nicht umhin Euer Wohlgeboren auf zwei, wie mir scheint in Ihrem gestrigen Vortrage ganz übersehene Gesichtspunkte aufmerksam zu machen. Der eine ist der, daß hier noch zur Zeit überall von keiner justizmäßigen, sondern lediglich von einer zum Wohl des Staats, von dessen Allerhöchsten Oberhaupt angeordneten polizeilichen Untersuchung die Rede ist, daß aber, selbst wenn von einer justizmäßigen Untersuchung die Rede wäre, der von Ihnen nicht angeführte § 125 der allgemeinen Criminal-Ordnung die entscheidende Geseßstelle sein würde.

Der zweite ist der, daß der Buchhändler Reimer nicht bloß als Staatsbürger sondern auch als Buchhändler erscheint, der nach § 126 des Gesetzes vom 7. Sept. 1811 dem Staate zu einem loyalen Betragen besonders verpflichtet ist.

Die gestrige Vorstellung ist mit der Abschrift der gegenwärtigen Resolution dem Polizeirath Kaiser zur Nachachtung mitgetheilt.

In Abwesenheit
des Herrn Polizei-Ministers Durchlaucht."

Inwiefern die in diesem Rescript versprochene rücksichtsvolle Behandlung der Inhaftirten stattfand, werden wir gleich sehen, wenn wir das Schicksal der inhaftirten Jung und Ködiger ins Auge fassen. Sehr naiv ist auch die im Rescript ausgesprochene Annahme, es müsse die genaueste Untersuchung seiner Papiere meinem Vater ebenso erwünscht sein als sie für den Staat wichtig sei. Daß das sogar für einen anständigen Polizei-Beamten eine sehr widerwärtige Aufgabe war, darüber schreibt mein Vater unterm 24. April 1820 an Niebuhr: „Ich bin endlich zu einem Verhör vorgeladen worden, um Auskunft über die bei mir vorgefundenen Papiere zu geben. Die Gegenstände der Befragung waren meist unerheblich, und die peinlichste Verlegenheit wohnte dem Inquirenten statt des Inquisiten bei, besonders am Anfange, wo alles der Entschuldigung unterlag bis auf das Lokale und die Art der Vorladung und wobei er sich erbot für die Folge in mein Haus zu kommen. Der Mann, der recht gut ist, nach allem was man von ihm hört, fühlte wohl das Gehässige seines Auftrages, deshalb hatte er auch schon 3 Monate verschoben, demselben Folge zu leisten. Ich habe mich über alles freimüthig ausgesprochen, und nur zur ausdrücklichen Bedingung gemacht, daß meine Aussagen wörtlich protokolliert würden. Am Schlusse des Verhörs denke ich mich noch einmal recht ernstlich über das ganze heillose Verfahren auszusprechen.“

Mein Vater besaß ein außerordentlich stark ausgeprägtes Rechtsgefühl, und er scheute sich niemals, demselben in be- redter Weise Ausdruck zu geben, falls er es verletzt glaubte. Damit stieß er häufig an und erwarb sich Feinde, die, im Verborgenen schleichend, ihm höchst gefährlich werden konnten, umso mehr, da er einmal anrücklich und in den oberen Regionen mißlieblich war. Auch der zwanglose Ton, der im Hause an den Empfangsabenden des Donnerstags herrschte, wo eine freie Aussprache ohne Scheu erlaubt war, konnte leicht zu Mißverständnissen Veranlassung geben. So schreibt

1838 ein schmiege- und biegsamer junger Schwabe darüber¹⁾: „Auffallend war mir die Unbefangtheit und Derbheit, womit auch vor Fremden über noch lebende renommirte Berliner Persönlichkeiten gesprochen wurde.“ Obgleich nun die Beschlagnahme seiner Papiere und seine Verhöre absolut nichts Nachtheiliges ergeben hatte, waren ihm Schurken, wie Tzschoppe und ähnliches Gelichter, fortwährend auf den Fersen. So schreibt ihm meine Mutter am 5. März 1823: „Was Du in Deinem ersten Briefe von Tzschoppe's Aeußerungen schreibst, ist mir nicht gleichgültig, besonders für Schleiermacher. Wir wollen zwar hoffen, daß ihm seine bösen Absichten nicht gelingen, aber sie haben ja schon mehr durchgesetzt. Es kann gewiß noch viel schlimmer werden, als es schon ist, und solch ein Mensch wie der Tzschoppe kann viel dazu beitragen. Doch mag es gehen wie Gott es will! Wenn man ein gutes Gewissen hat, und sich nicht den Vorwurf zu machen braucht, daß man muthwillig das Unwetter auf sich herabgezogen hat, so läßt sich Alles leicht ertragen. Damit Du es könntest, denn gewiß droht es Dir so gut wie Schleiermacher, wünschte ich, liebster Mann, Du könntest ruhiger sein, und sprächest nur mit genauen Freunden über das was Dich natürlich so sehr bewegt und nicht, wie Du pflegst, mit Jedermann, der Deine Meinung über diese Dinge hören will. Nimm es mir nicht übel, daß ich dies schreibe, aber es hat mir schon so oft Sorge gemacht, und es kommt nur daher, weil Du zuviel Vertrauen auf die Redlichkeit der Menschen hast.“

Unterm 19. Februar 1824 spricht sich mein Vater Niebuhr gegenüber folgendermaßen aus: „Mich bekümmert jetzt nichts mehr als die Verfolgungen, welche man neuerdings auf die liebloseste Art beginnt. Ich selbst bin ihnen auch im verwichenen Jahre auf eine recht mißtröstliche Weise

¹⁾ R. Gerol, Jugenderinnerungen, S. 324.

ausgesetzt worden, dergestalt daß man mich nicht nur wegen angekluldigter Censurvergehen zu schwerer Criminalstrafe hat verdammen, sondern auch der bürgerlichen Rechte hat für verlustig erklären wollen. Das Gericht hat mich nun freilich völlig freigesprochen, allein so sehr gegen das Erwarten der Ankläger und so sehr zu ihrem Verdruß, daß man versucht hat den Gerichtshof und namentlich den Referenten verantwortlich zu machen, und deshalb beim Justizminister eingekommen ist, der auch die Angelegenheit an das Kammergericht verwiesen, welches aber durch eine höchst ehrenwerthe Erklärung solche von sich gewiesen hat, als eine aller Verfassung zuwider laufende Zumuthung. Gott tröste uns!"

Allmählich mußten aber auch die böshafteften Feinde und Neider meines Vaters verstummen, je mehr sein Geschäft an Ausdehnung und Ruf gewann (1822 hatte er noch die Weidmann'sche Buchhandlung in Leipzig erworben) und je mehr er der Achtung seiner Mitbürger sich würdig zeigte. Dieser entsprang 1828 seine Wahl zum Stadtverordneten, 1831 zum Stadtrath von Berlin, als welcher er im Jahre 1837 wieder gewählt wurde. Und wie sich alle Schuld schon auf Erden rächt, so machte sich das schlechte Gewissen auch bei diesen Demagogenriechern in auffallender Weise bemerkbar. Daß Tzschoppe wahnsinnig wurde und einem Verfolgungswahn anheim fiel, in dem er von denen sich gequält glaubte, die er selbst verfolgt hatte, ist bekannt. Einer, der durch überaus freundliches Entgegenkommen meinen Vater in späteren Jahren auszeichnete, war der zum Minister avancirte Kampß. Am 23. April 1825 schreibt meine Mutter an ihren Sohn Georg in Bonn: „Gestern, als der Vater und ich auf einem Rückweg von einem Besuch der Wilhelmstraße nahe kommen, sehen wir Herrn v. Kampß, der, als er uns erblickt, aufs Freundlichste grüßt. Als ich eben laut darüber lache und mich wundere, kehrt er um, kommt uns entgegen und fragt, ob wir schon Nachricht von

unserem Herrn Sohn aus Bonn hätten, ob er glücklich angekommen und dergl., geht mit uns und unterhält sich mit Vater aufs Freundschaftlichste. Du glaubst nicht, wie mir dabei seltsam zu Muthe war, halb lächerlich, halb wüthig.“ So mußte ihr wohl zu Muthe sein, wenn sie sich erinnerte, wie dieser Mensch gegen die Freunde unseres Hauses sich benommen hatte, wie Mühlenfels aus seinen Krallen nur durch gewaltsamen Ausbruch aus der Hausvogtei sich befreit hatte und Aehnliches. In seinen letzten Lebensjahren traf sich mein Vater mit Kampß in Rissingen und dieser erneute dort seine Aufmerksamkeiten, und noch an meines Vaters Todestage, 26. April 1842, sprach der Minister bei uns vor, um anzufragen, ob er hoffen dürfe, meinen Vater in Rissingen wieder zu treffen. Als meine Mutter, vom Sterbebette meines Vaters herbeigerufen, ihm sagte, wie es stünde, sank Kampß, wie zerschmettert, auf einen Stuhl nieder, bedeckte das Gesicht mit beiden Händen, und meine Mutter mußte ihn dort sitzen lassen.

Daß Feiglinge sich geradezu vor ihm fürchteten, hatte mein Vater schon im Sommer 1820 erfahren, wo er auf einer Fußreise sich in Gastein in Begleitung einiger Freunde den Spaß machte, Friedr. v. Genß, den Knecht und Lohnschreiber Metternichs, aufzusuchen. Die Scene dieser Begegnung hat Genß selbst in einem Brief vom 10. August an Pilat¹⁾ geschildert. „Gestern hatte ich hier eine seltsame Erscheinung. Zwischen 5 und 6 Uhr meldet man mir den Dr. Reimer aus Berlin, der mit noch einem jungen Manne mir aufzuwarten wünsche. Ich glaubte, es sei ein Sohn des bekannten Reimer und leugne nicht, daß sofort alle Sands und Löhnings von Norddeutschland vor meinem Gemüthe standen. Da die beiden Menschen schon im Nebenzimmer waren, so blieb Anstands halber nichts übrig, als

¹⁾ Mendelssohn-Bartholdy, Genß's Briefe an Pilat, Bd. I S. 418.

sie kommen zu lassen. Hierauf trat ein der berühmte Herr Buchhändler in höchsteigener Person nebst einem jungen Herrn De Wette, vermuthlich einem Sohn des berühmten Professors¹⁾. Sie waren auf einer Fußreise und wollten noch am selben Abend ihren Rückmarsch nach Hof Gastein antreten. Der Besuch, dessen eigentliches Motiv ich nicht begreifen konnte und noch nicht begreifen kann, setzte mich in einige Verlegenheit, die ich aber unter einer sehr höflichen Aufnahme, so gut es gehen wollte, verbarg. Ich fragte, ob ihre Gesellschaft zahlreich sei und erhielt die Antwort, sie wären ihrer sieben, wovon drei mir genannt, die Uebrigen, vielleicht aus Schonung, mir verschwiegen wurden. Die Genannten waren Herr Danz, Herr Röder und ein gewisser Herr v. Förstner, der, wenn ich nicht sehr irre, einer der Helden und Geschichtsschreiber der Befreiungskriege war. Als ich diese Namen hörte, wurde mir sonderbar zu Muth. Indessen nahm ich meine Partie und setzte das Gespräch ruhig fort. Es dauerte Gottlob! nur eine halbe Stunde. Jedes Wort, welches diese Unholde sprachen verrieth den inneren Grimm gegen alles Bestehende und ihre hochmüthigen Projecte, alles neu zu schaffen. Von eigentlicher Politik hielt ich sie streng entfernt und auf die Frage, ob ich keine neuen Nachrichten aus Italien hätte, antwortete ich kurz und trocken mit: Nein! Als sie fort waren, konnte ich mich nicht enthalten Gott zu danken, daß ich mit dem Leben davongekommen war, denn mehr als einmal kam mir der Gedanke, sie würden Dolche oder Pistolen aus der Tasche ziehen. Allen Scherz bei Seite gesetzt, werden Sie wohl begreifen, daß ich der ich mit der Höllebrut nun so lange in keiner Berührung gewesen bin, mich äußerst unheimlich mit ihnen fühlen mußte, und daß ich lieber noch einmal, allenfalls auch bei Nacht, über alle hängenden

¹⁾ Es war Prof. De Wette selbst, bekanntlich wegen eines Trostbriefs an die Mutter des unglücklichen Sand seiner Stelle entzogen.

Brücken der Klam und alle Abhänge der Salzach gehen oder fahren, als mit diesen deutschen Carbonari unter einem Dache leben wollte. Hätte sich die Rotte auch nur auf 3 Tage hier niedergelassen, ich wäre sogleich davon gegangen, bis der Ort wieder rein gewesen wäre. Daß übrigens eine ganze Gesellschaft solcher notorischer Umtriebler, wovon wenigstens die Hälfte erst vor 6 Monaten eingesperrt oder flüchtig war, unsere Provinz in allen Directionen frei durchstreifen darf, scheint mir doch eine bedenkliche Sache, und besonders zu Fuß, wo alle Controlle aufhört, und wo sie in den abgelegensten Winkeln der Monarchie treiben können, was ihnen beliebt. Die Leichtigkeit, womit unsere Gesandtschaften zu Berlin und Dresden Pässe austheilen, hat mich schon oft skandalisirt. Ich würde in unserer Zeit keinem nur irgend verdächtigen Reisenden einen andern Paß geben, als um auf der Poststraße nach Prag oder Wien zu gehen, und hier müßte dann erst entschieden werden, ob er geeignet sei, Beobachtungsreisen im Innern des Landes zu machen.“

Mit wie viel innerem Behagen mein Vater diesem Renegaten der deutschen Sache, dem Mann mit vertrocknetem Gehirn und verfaultem Herzen, wie Stein ihn nannte, seine Angst angemerkt haben mochte, läßt sich denken. Der gewandteste aber gewissenloseste Publicist seiner Zeit in Todesfurcht vor dem schlichten gefinnungstüchtigen Bürger!

Im letzten Viertel seines Lebens blieb mein Vater von polizeilichen Chikanen verschont, obgleich er in politischer Beziehung stets, wo es irgend galt, den Schwächeren oder Bedrängten zur Hilfe eilte. So öffnete er 1826 die großen Säle seines Hauses einem Concert zum Besten der Griechen, und als in den 1830er Jahren die blutigen Kämpfe der Polen gegen die russische Uebermacht stattfanden, sorgte er nach besten Kräften für die Verwundeten, während wir Kinder nach damaliger Art Stunden lang Charpie zupften. In so Manchem konnte er sich glücklich preisen. In menschlicher Beziehung hatte er ein Ziel, das er sich immer er-

wünschte, erreicht, er war als Patriarch der Mittelpunkt eines großen Familienkreises. Als Staatsbürger hatte er die Befreiung des Vaterlandes, für die er selbst Gut und Blut in die Schanzen schlug, erlebt und die Wunden, die eine ungerechte Verfolgung ihm schlug, waren vernarbt. Wie alle Welt hat er auf die Thronbesteigung Friedrich Wilhelm IV. die größten Hoffnungen gesetzt, deren vollständige Zertrümmerung aber nicht mehr erlebt. So sehr seine materiellen Mittel auch wuchsen, sein Ehrgeiz ging nie dahin, eine Rolle zu spielen oder auf öffentliche Anerkennung zu speculiren. Kein größeres Lob konnte es für ihn geben, als das, welches der Prediger Jonas an der Gruft über ihn aussprach: „Wer hat je gehört, daß Georg Andreas Reimer der Macht geschmeichelt hätte; ein freier Mann, hat er unter allen Umständen und zu allen Zeiten seine Gesinnung, seine innerste Ueberzeugung offen an den Tag gelegt, und geradeaus die Bahn verfolgt, die ihm von Gott angewiesen war.“

In religiöser Hinsicht entstand ihm durch den Tod Schleiermacher's, mit dem er, innig befreundet, Jahre lang unter demselben Dache gelebt hatte, eine unausfüllbare Lücke. Seine Liebhaberei blieb seine Gemälde-Sammlung, wobei er in erster Linie die Niederländer bevorzugte, aber auch manches Neuere, wie Schröter's Don Quichote, Lessing's Klosterkirchhof und anderes wurde erworben. So viel Freude er dem wahrhaft Schönen entgegenbrachte, so widerlich war ihm jeder Prunk und jedwede der Eitelkeit dienende Veranstaltung. Als es sich nach dem Wunsche Friedrich Wilhelm IV. darum handelte, die Magistratspersonen mit goldenen Ketten zu schmücken, trat er als entschiedener Gegner dieses Vorhabens mit solcher Entschiedenheit auf, daß erst nach seinem Tode der Ketten Schmuck zur Wahrheit wurde.

Sein eifrigstes Streben ging nur dahin, unter seinen Standesgenossen für ehrenhaft zu gelten, in diesen Kreisen

zu rathen und zu helfen, wo er es für gut fand. Diese Genossen seines Schaffens waren gerade, ihn erwartend, zur Messe in Leipzig versammelt, als statt seiner die Todesnachricht eintraf. Wie diese empfunden ward, darüber nur einiges aus folgendem Nachruf¹⁾:

Keiner ist todt!

Dieses Wort geht unter den Collegen, die hier versammelt sind, von Mund zu Mund, durch die Hallen der Börse, auf der Straße, wenn einer dem andern begegnet, bei den abendlichen Zusammenkünften — wo Buchhändler sind, da gedenken sie des verstorbenen Collegen, da erfüllt sie das Gefühl dessen, was der Buchhandel an ihm verloren hat.

Wir sagen: des Collegen, denn das war und blieb er von Anfang bis zu Ende. Er wollte nie etwas anderes sein oder vorstellen als einen Buchhändler. Mühsam und mit der ganzen Anstrengung seines kräftigen und feurigen Geistes hat er sich heraufgearbeitet von kleinen Anfängen bis zum Besitze einer Verlagshandlung, die an Werth und Umfang höchstens einer, an Ehrenhaftigkeit und Gediegenheit keiner weicht. Aber immer blieb er sich darin gleich, daß er nur Buchhändler sein wollte. — Er schätzte keinen Collegen gering, unterstützte stets die Anfänger mit Credit, Fürwort und freundschaftlichem väterlichem Rathe. An unseren Börsenangelegenheiten nahm er den wärmsten Antheil und vertrat auch hier die Interessen der Masse, namentlich der kleineren Buchhändler, mit der ihm eigenen Energie gegen die Anmaßungen derjenigen Richtung unter uns, welche man die aristokratische nennen könnte, wenn das Wort nicht zu leicht mißverstanden würde. Die böse Vornehmheit, welche, wo sie sich einnistet, so leicht den reinen Strahl der Bürgerlichkeit anfrisst und ihren Glanz verdunkelt, war ihm gänzlich fremd.

¹⁾ Vörsenbl. für den deutschen Buchhandel 1842 Nr. 41 v. 23. April.

Sa! er war ein Mann, er besaß Muth, Ausdauer und unbeugsame Willenskraft, die zuweilen wohl in Hartnäckigkeit überschlug, aber wollte der Himmel, wir hätten mehr solche eiserne Naturen, wenn wir uns auch manchmal an ihren scharfen Ecken wund stoßen sollten; und ihm fehlte es auch nicht an Weichheit und Wärme des Gefühls, an herzugewinnender Freundlichkeit und an freudiger Bereitwilligkeit zu großartigen Opfern für seine Freunde und für die Freunde des Vaterlandes. Er war auch ein Mann der Arbeit, der er sich nie entzog, sondern mit Leidenschaft oblag und ein Mann von großem Scharfblick, seltener Unsißigkeit und Klugheit und glücklicher Voraussicht. Das beweist der Erfolg seiner Unternehmungen, die minder begabten und kräftigen Naturen oft gewagt erschienen, ehe er sie gemacht und glücklich hinausgeführt hatte. Aber er war klug genug, seine Klugheit nicht zur Schau zu tragen.

Das ist lange nicht alles, was über ihn zu sagen wäre, aber genug ist es, unsern Schmerz über seinen Verlust zu rechtfertigen, einen Verlust, für den wir Lebenden schwerlich Ersatz zu hoffen haben.

Leipzig, d. 28. April 1842.

Enslin. Frommann. Kost.

Ich wäre hier am Schluß, aber es drängt mich, noch einiges über Rödiger und Jung dem Leser mitzutheilen, über die beiden jungen Leute, die in unserem Hause verhaftet wurden, weil ihr Schicksal gewissermaßen als typisch gelten kann mit allen seinen Härten und Grausamkeiten, wie sie damals gegen eine ganze Reihe unschuldiger Opfer verübt wurden.

Ueber Rödiger's Verhaftung schreibt mein Vater unterm 28. December 1819 an Niebuhr: „Die Untersuchung seiner Papiere ergab so vollkommen seine Unschuld, daß mir der Decernent in der Sache sagte, sein Verfahren

und seine Handlungen enthielten so wenig Grund zu einer Anklage, daß man vielmehr seiner verständigen und ruhigen Äußerungen wegen in seinen Briefen und anderweitig ihm eine Belobung schuldig wäre. Dieserhalb ward er auch auf einstimmigen Beschluß der Commission sofort entlassen. So war er, bis auf einen Tag, 3 Wochen frei gewesen, als abends plötzlich nach 10 Uhr ein Polizeiofficiant eintrat, ihn von neuem verhaftete, und nun sitzt er wieder fast 3 Wochen, und, wie man weiß, ohne allen weiteren Grund, als weil Herr von Kampß behauptet hat, die Acten seien nicht vollständig erörtert, und mehrere Punkte nicht ins reine gebracht. Auf diese nun hat man die Commission neuerdings verwiesen, und diese hat nach nochmaliger Prüfung der beregten Punkte abermals nicht die geringste Schuld an ihm gefunden und neuerdings auf seine ungesäumte Loslassung angetragen, die indessen bis heute nicht erfolgt ist. Der arme Mensch, ohnehin von höchst lebhafter Phantasie, die nun vielfältig gereizt bis zum Höchsten gesteigert ist, ist durch fast 5 monatliches Gefängniß nun unwohl geworden, und ich fürchte, wenn er auch nicht gleich des Todes ist, daß sein Leben durch diese Anstrengungen wenigstens beträchtlich verkürzt werden wird. In der ersten Nacht seiner zweiten Verhaftung hat man ihn ohnedies in einen engen Kerker geworfen, wo er auf einen Strohsack die Nacht zugebracht hat: er, der seiner Kränklichkeit wegen den Abend schweißtreibende Mittel genommen hatte und sich eben zu Bette verfügen wollte. So verfahren Menschen mit ihren Brüdern! — — —“

Und doch sollte es noch lange dauern, ehe dem Aermsten die Stunde der Befreiung schlug. Seine Betheiligung am Wartburgfest und seine Genenser Bekanntschaft mit Sand, auch seine Stellung als Vorstand der Burschenschaft in Jena, Dinge, über die ich bereits früher berichtete, waren seine Verbrechen! Am 7. März 1820, also nach fast 8 monatlicher Haft, wurde der Gefängniß-Inspector Ruch von Hardenberg

beauftragt, den Dr. Rödiger aus der Haft zu entlassen. Dieses Schriftstück, das schon seines Stils wegen Beachtung verdient, lautet: „Nachdem die wegen demagogischer Umtriebe wider den aus Rheinbayern gebürtigen, hier sich aufhaltenden Dr. phil. Georg Ludwig Rödiger verhängte polizeiliche Untersuchung nunmehr geschlossen ist und die Verwicklung des Rödiger in jene Umtriebe außer Zweifel gestellt hat, so ist beschlossen, denselben anzuweisen nach vorgängiger juratorischer Caution, vor Beendigung der von der Bundesversammlung angeordneten Untersuchung der besagten Umtriebe, ohne Genehmigung der Bundes-Central-Commission zu Mainz, Deutschland nicht zu verlassen, binnen 14 Tagen aus den Königlichen Staaten sich zu entfernen und dieselben bei Vermeidung gesetzlicher Strafe ohne höhere Genehmigung nicht wieder zu betreten.

Ich beauftrage Ew. Wohlgeboren den Dr. Rödiger baldmöglichst vorfordern und ihn sowohl die gedachte juratorische Caution bestellen und nach dem obigen Beschluß anweisen zu lassen, demnächst aber auf pünktliche Befolgung des letzteren zu halten.

Da der Rödiger früher eidlich gelobt hat, den Bezirk der hiesigen Regierung nicht zu verlassen, so haben Sie ihn dieses Versprechens zu entbinden, dagegen aber auf die Reklamation der bei ihm in Beschlag genommenen Papiere überall keine Rücksicht zu nehmen, weil alle zur Sache nicht gehörigen Papiere dem Dr. Rödiger bereits zurückgegeben sind. Ueber die Ausrichtung dieses Auftrags sehe ich demnächst ihrem Bericht und der Einsendung des Original-Protokolls entgegen.“

So konnte nun Rödiger, nachdem er zwei Eide geleistet hatte, den einen das Land nicht zu verlassen, den andern es sofort zu verlassen, ruhig seiner Wege gehen, und zwar ohne daß der geringste Beweis seiner Straffälligkeit erbracht worden war. Frankfurt am Main, damals noch

Republik, nahm ihn auf, und als Professor am dortigen Gymnasium war er bis zu seinem Tode im Amte.

Jung hatte eine längere Haft zu bestehen, es dauerte 13 Monate, ehe er den Kerker verlassen durfte¹⁾. Es lohnt sich, den ferneren Lebensgang eines Mannes zu verfolgen, der geistig und körperlich vorzüglich beanlagt, einem widrigen Geschick zum Opfer fiel, so zwar, daß er, ein warmer deutscher Patriot, in der Fremde sein Heil suchen mußte. Zu Mannheim als Sohn eines Arztes 1795 geboren, wurde er auf dem dortigen Lyceum zur Universität vorbereitet, die er in Heidelberg 1813 bezog, und auf der er im November 1816 promovirte. Nun machte er eine Studienreise durch Deutschland und lernte auf dieser in Genu die Gebrüder Follen und Sand kennen. Bei der großen Liebenswürdigkeit seines Wesens, von der uns, wie ich schon oben erwähnte, Leo (a. a. D.) berichtet, war es natürlich, daß die Herzen ihm entgegenflogen, war es nichts besonderes, wenn Sand, der Theologe, bei der Vorliebe Jung's für naturwissenschaftliche Untersuchungen, diesem sein mineralogisches Weil zum Geschenk machte. Von den Gebrüder Follen hat ihm besonders Karl imponirt. Daß dessen sehr schwülstiges Hauptgedicht, das sog. „große Lied“ unter den bei Jung beschlagnahmten Papieren gefunden ward, war sehr natürlich, da Sand ja ganz Deutschland mit diesem Gedicht überschwemmte²⁾. Jung hatte selbst eine bemerkenswerthe poetische Ader und 1816 ein Naturgenuß und Freiheitsdrang

¹⁾ Was ich hier aus Jung's Erlebnissen wiedergebe, ist zum großen Theil aus öfteren Gesprächen mit dem vortrefflichen Manne geschöpft, zum andern aus nachgelassenen Briefen und Documenten, deren gütige Ueberlassung ich dem Sohne, Herrn Architekten Ernst Jung in Winterthur und dem Enkel, Herrn Dr. med. Karl Jung in Basel verdanke. H. R.

²⁾ Rich. und Rob. Keil, Geschichte des Genaischen Studentenlebens S. 444 u. f.

athmendes Abendlied¹⁾ verfaßt, das vielen Beifall fand und heute noch im Allgemeinen Deutschen Reichs-Commersbuch seinen Platz hat. Nur hat man in konservativem Interesse Vers 4 und 5 gestrichen und die Autorschaft des Ganzen bis auf 1813 zurück datirt. So kann heute auch der strebsamste Corpsbursche es mit fingen, ohne einen Nachtheil davon befürchten zu müssen. Hätte man dieses Gedicht in seiner ursprünglichen unverkürzten Gestalt neben Follen's „Großem Lied“ bei Jung gefunden, so wäre eine Verlängerung seiner Haft die wahrscheinliche Folge gewesen. In Berlin machte Jung meines Vaters Bekanntschaft und fand in dessen Hause ein Unterkommen. Im April hatte er das Unglück, seine heißgeliebte, in der letzten Zeit ihres Lebens gemüthskranke Mutter durch den Tod zu verlieren. Sonst schien sich alles glücklich für ihn zu gestalten. Er erfreute sich der besonderen Gunst des Generalarztes Prof. Rust, des Leiters der chirurgischen Klinik, dessen Assistent er

1) Abendlied von Karl Jung 1816.

- | | |
|---|--|
| 1. Blaue Nebel steigen
Von der Erde auf;
Tag Du willst dich neigen,
Nacht du brichst herauf. | Wie vom Deutschen Reich
Ein vergess'nes Wort. |
| 2. Helle Sternlein funkeln
Schon in Herrlichkeit,
Ueber Erdbendunkeln
Strahlt die Ewigkeit. | 6. O ihr alten Eichen
Aus der Riesenzeit,
Ihr die stolzen Zeugen
Der Vergangenheit, |
| 3. Abendlüfte wehen
Durch den grünen Wald
Und wie Riesen stehen
Eichen schon so alt. | 7. Wächst nur ihr entgegen,
Ihr, der bessern Zeit,
Sollt die Häupter regen
Noch in freier Zeit. |
| 4. Einst in ihrem Schatten
Hielten jene Rath,
Die den Muth noch hatten
Kühner freier That. | 8. Vaterland, Du Wonne,
Dich drückt jezt die Nacht;
Bald kommt Dir der Sonne
Junge frische Nacht. |
| 5. Durch die dunklen Zweige
Rauscht's noch fort und fort | 9. Dann erblüht ein Morgen
Blutig güldenroth,
Tod den schweren Sorgen
Und ein Sieg in Gott. |

wurde, und erhielt überdies eine Stellung als Lehrer der Chemie an der königl. Kriegsschule. Aus dieser günstigen Lage wurde er urplötzlich durch seine am 7. Juli 1819 erfolgte Verhaftung herausgerissen. Die Sache nahm denselben Verlauf wie bei Rödiger.

Während der ganzen Haftzeit flogen zwischen der Hausvogtei und dem Keimer'schen Hause mancherlei Briefchen hin und her. Alle diese Zettelchen, wie sie hier vor mir liegen, wurden von Jung bis an sein Lebensende sorgfältig aufgehoben. Er nennt sie Balsamblätter auf die aufgerissenen Stellen seines unglücklichen Gemüthes, die er unzählige Male hinter den eisernen Stäben gelesen und wieder gelesen habe. Auch die unschuldigsten Zuschriften, die häufig nur von Besorgung der Wäsche oder ein Paar wollenen Strümpfen handeln, tragen an der Stirn ein „gel. Tz.“, was die Einwilligung Ehren-Tzschoppe's bedeutet, sie passiren zu lassen. Die Erlaubniß, die Gefangenen mit Speise und Trank zu versorgen, wurde sehr bald zurückgezogen, und die Gefängnißkost und die immer wieder getäuschte Hoffnung baldiger Erlösung zehrten an Jung's Gesundheit. Endlich nach 13 Monaten schlug auch für ihn die Stunde der Befreiung.

Im August 1820 gab man ihm ohne jeden Urtheilsspruch die Freiheit wieder und verwies ihn des Landes. Aber was nun? Auf meines Vaters Rath wandte er sich zunächst nach Dresden, wurde aber von dort wegen Mangel eines Passes schleunigst nach Berlin zurückgeschoben. Nun rieth mein Vater, eine Audienz beim Polizeiminister von Schuckmann nachzusuchen und von diesem einen Auslandspaß nach Paris zu erbitten. Die Audienz wurde gewährt, und über den komischen Anstrich, den die tragische Angelegenheit dabei erhielt, berichtete Jung stets mit Vergnügen. Im letzten Augenblick stellte es sich nämlich heraus, daß Jung keinen Frack besaß, und mein Vater mußte mit dem seinigen aushelfen. Da aber Jung sehr schlank, mein Vater ziemlich corpulent war, so blieb nur übrig, einen

Handgriff zur Hilfe zu nehmen und während der Audienz mit auf das Kreuz gelegten Fingern der einen Hand die Schöße zurückzuhalten. So geschah es denn auch, als aber der Minister mit ängstlichen und deutlich immer ängstlicheren Blicken nach der versteckten Hand hinsah, wobei er an Mörser, den Dolch im Gewande zu denken schien, da ließ Jung den Frackschößen durch Zurückziehen der Hand freien Lauf, und (wie er sich auszudrücken pflegte) die ganze Draperie fiel nach vorn zusammen. Sofort verwandelte sich der ängstliche Ausdruck des Ministers in den der größten Heiterkeit, er lachte laut auf, Jung ebenso und — erhielt den gewünschten Paß. Ausgerüstet mit diesem und mit einem Attest von Rust, welches besagte, daß Jung ihm 1½ Jahr lang als assistirender Arzt die ersprißlichsten Dienste geleistet und er ihn jedermann als unterrichteten und erfahrenen Arzt empfehlen könne, ging er zum Schluß des Jahres 1820 nach Paris, um unter einem der Matadore der Chirurgen, unter dem Baron Dupuytren sich noch weiter auszubilden.

Während er in Paris fleißig seinen Studien oblag, versäumte er keine Gelegenheit, eine feste Stellung zu gewinnen, so zuerst in Freiburg, wo er als Privatdocent für Chemie in Vorschlag war, später in Bern, wo ihm wiederum, wie er sich ausdrückte, der lange ministerielle Finger einen Strich durch die Rechnung machte. Um so trostloser erschien ihm seine Zukunft, als er sein Herz an ein Mädchen verloren hatte, für die einen eigenen Herd zu gründen sein innigster Wunsch war.

Da geschah es gegen Neujahr 1821, daß man in Paris dem Besuch von Sir Astley Cooper entgegen sah, und daß Dupuytren zu einem Festmahl, das zu Ehren des großen Chirurgen veranstaltet wurde, auch für Jung eine Einladung ergehen ließ. Unter den Geladenen imponirte ihm besonders sein Gegenüber, ein Herr von etwa 50 Jahren, durch seine intelligente und wohlwollende Physiognomie, und er war betroffen, als dieser ihn deutlich anredete, ihm zu

verstehen gab, daß er sein Schicksal kenne und Antheil an ihm nähme, ja ihn direct aufforderte, ihm nach Tisch in seine Wohnung zu folgen, weil er ihm einen Vorschlag zu machen habe. Blindlings folgte Jung dieser Aufforderung, und kam erst wieder zur Besinnung, als sein Gönner in seinem Arbeitszimmer ihm sagte, es handle sich um eine Professur für Anatomie und Chirurgie an der neugegründeten Universität zu Basel, falls er dazu Lust hätte. Jetzt konnte er nicht mehr an sich halten, sondern raffte sich zu der Frage auf, wem er so viel Güte und dieses Glück zu verdanken habe. Darauf jener: „Der Name thut nichts zur Sache, ich heiße Alexander von Humboldt“).

Wie kräftig Humboldt für Jung in die Schranken trat, das geht aus folgendem Brief hervor, den ich Jung's Nachlaßpapieren entnehme, und den ich hier wörtlich mittheile, weil er ein Zeugniß abgibt ebenso ehrenvoll für den jungen Arzt, auf dessen Unterstützung er berechnet war, wie für den großen Gelehrten, der hier die ganze Wucht seines Namens für einen armen Geächteten in die Waagschale legte.

Paris, d. 5. Januar 1822.

An Herrn Wieland, Bürgermeister und Kanzler der
Universität
zu Basel²⁾.

Geehrter Herr!

Ich wende mich vertraulich an das Oberhaupt einer Stadt, welchem der freie Beschluß ihrer Mitbürger seine hohe Stellung angewiesen hat, einer Stadt, die so gern ihren Einfluß dazu benützt, verdienstliche Einrichtungen zu fördern und ihrem edlen Vaterlande den litterarischen Ruf zu be-

¹⁾ Die Kenntniß von Jung's Erlebnissen konnte M. v. G. daher haben, daß er in litterarischer Beziehung häufig mit meinem Vater zu thun hatte, aber auch von seinem Bruder Wilhelm, der mitßmuthig 1819 seinen Ministerposten verließ.

²⁾ Uebersetzung aus dem Französischen.

wahren, den es sich in den vergangenen Jahrhunderten erwarb.

Ich erlaube mir, geehrter Herr, Ihnen einen Gelehrten zu empfehlen, auf den Sie gütigst Ihre Aufmerksamkeit richten mögen und der mich lebhaft interessirt sowohl durch die Mannichfaltigkeit und Tiefe seines Wissens als durch moralische Eigenschaften, wie sie nicht nothwendig mit Gelehrsamkeit und litterarischen Geschick verbunden sind.

Dr. Jung würde zweifellos eine Zierde Ihrer Universität sein. Er hat schon in Deutschland unter berühmten Lehrern die Fertigkeit erlangt die Chirurgie praktisch auszuüben. Seine hervorragenden Kenntnisse machten hier auf ihn aufmerksam, hier in einem Lande, wo man nicht gerade immer billig urtheilt über die Bewohner des rechten Rheinufer's, und wo die Chirurgie in den Hospitälern und an den Lehrstühlen die hervorragendsten Kräfte zählt. Ein langer Aufenthalt in Paris hat Herrn Jung viel genützt. Auch eine andere Wissenschaft hat er kultivirt, nämlich die Chemie, und zwar in Berlin, und die Vertrautheit mit diesem Studium würde Ihnen weitere Vortheile an Ihrer Universität sichern. Es würde mich freuen durch Sie, geehrter Herr, zu vernehmen, daß meine Fürsprache ihm bei Ihnen von Nutzen wäre. Indem ich Sie bitte, die Indiscretion eines Schriftstellers zu entschuldigen, der einem jungen der Unterstützung würdigen Gelehrten sich nützlich zu erweisen wünscht, verbleibe ich

Ihr gehorsamer Diener
Alexander von Humboldt.

Auf Grund dieser Empfehlung erfolgte im Februar 1822 Jung's Berufung als Professor an die Universität zu Basel. Hier übte er bis zu seinem am 11. Juni 1864 erfolgten Tode eine umfangreiche Praxis aus. Seinen Proceß verlor er aber nie aus den Augen, sein eifrigstes Bestreben war vielmehr immer darauf gerichtet, sein freisprechendes Urtheil

veröffentlicht zu sehen, und die ihm abgenommenen Briefe und sonstigen Gegenstände ordnungsmäßig wieder zu erhalten. Als er das dahin zielende Gesuch neun Jahre lang durch seinen Rechtsanwalt hatte vergeblich absenden lassen, entschloß er sich am 2. December 1833 zu folgender Bittschrift an den Minister Kampß:

Hochwohlgeborener Herr!

Hochgebietender Herr Staatsminister!

Als ich i. J. 1820 auf Befehl einer hohen Immediat-Untersuchungs-Commission aus der Gefangenschaft war entlassen worden, welche ich in Folge des mich treffenden Verdachtes, an geheimen staatsgefährlichen Verbindungen theilzunehmen, während der Dauer eines Jahres hatte erdulden müssen, wurde mir das eidliche Versprechen abgefordert, mich dem später zu erfolgenden Urtheile in der gegen mich verhängten Criminal-Untersuchung zu stellen. Von Seiten meines Herrn Verhörrichters wurde mir bei meinem Austritt aus der Hausvogtei die Versicherung gegeben, daß mein Urtheil bereits in der nächsten Zeit gefällt werden dürfte, und daß dann die bei meiner Arretirung in Beschlag genommenen Papiere und Effecten meinem Rechtsanwalt zugestellt werden sollten.

Als ich einige Jahre später mich nach dem Gange meines Processus erkundigte, erfuhr ich, daß derselbe noch vor dem Oberlandes-Gericht in Breslau schwebte; dies war die letzte Nachricht, welche ich in Bezug auf eine für mich sehr wichtige Angelegenheit habe erhalten können. Wenn ich bis jetzt von Jahr zu Jahr auf die sehnlichst von mir gewünschte Beendigung meines unglücklichen Processus vergebens geharrt habe, so werden Ew. Excellenz es mir wohl kaum verargen, wenn ich es wage, Sie mit Gegenwärtigem zu behelligen. Es haben sich seit meiner Entlassung aus dem Gefängniß so manche Dinge ereignet, die geeignet waren, ein helles Licht auf die verwickeltesten Theile der gegen

mich gerichteten Untersuchung zu werfen, so daß in mir nothwendig der Wunsch immer lebhafter werden mußte, mich endlich einmal von einem so schweren Verdachte gereinigt zu sehen.

Daß dieser Wunsch die Hauptursache sei, die mich bestimmt hat, an Eure Excellenz mich zu wenden, ist vielleicht am Besten daraus zu ersehen, wenn ich beifüge, daß meine gegenwärtige Lage in Basel eine höchst glückliche zu nennen ist, die es mich leicht könnte vergessen machen, daß mir seit 14 Jahren ein Urtheil in Folge einer Criminal-Untersuchung bevorsteht.

Noch habe ich freilich einen andern Grund, der mich gemüthlich berührt, und den ich im Vertrauen auf Euer Excellenz bekannte Humanität ebenfalls auszusprechen wage. Seit meinem unglücklichen Prozesse habe ich nämlich meine beiden Eltern verloren. Die Briefe von ihnen, welche sich unter meinen Papieren befinden, sind für mich Reliquien, nach deren Besitz ich mich um so mehr sehne, je mehr ich mich selbst einem reiferen Alter nähere. Außerdem befinden sich unter meinen Papieren Briefe von Freunden und manches Blatt aus frühester Jugendzeit, was dem älteren Menschen ja immer wieder von Interesse und Bedeutung wird. Ohne Ew. Excellenz mit weiteren Bemerkungen zu belästigen, bin ich so frei, Sie ergebenst zu ersuchen

der betreffenden Behörde die Befehle zu ertheilen, daß endlich das Urtheil in meinem Prozesse möchte ausgefertigt und mir mitgetheilt werden; daß die mir zugehörigen Papiere und Effecten an mich möchten wieder abgeliefert werden.

Ich lebe in fester Erwartung, daß Ew. Excellenz von der Gerechtigkeit meiner Bitte sich werden überzeugen werden, und ich sehe um so mehr der Erfüllung derselben entgegen, als Ew. Excellenz selbst noch während meiner Gefangenschaft in Berlin die Gnade hatten, zur Beruhigung meiner Eltern Sich nicht ungünstig in Betreff meines Processes in einem

Schreiben an den nun verstorbenen Hofrath Crome in Gießen zu äußern.

Mit der Versicherung tiefster Ehrfurcht
Ew. Excellenz
unterthäniger
K. Jung.

Auf diese Bittschrift erhielt Jung unterm 10. Januar 1834 endlich eine beglaubigte Abschrift des folgenden Erkenntnisses:

Copia vidimata. Auf die von Seiten der Allerhöchst bestellten Königl. Inmediat-Untersuchungs-Commission zu Berlin wider den Doctor der Medicin Karl Gustav Jung geführten Kriminal-Untersuchung

- Erkennt das Königl. Oberlandesgericht von Schlessen zu Breslau, vermöge Allerhöchsten Auftrages den Acten gemäß hiermit für Recht daß dem Doctor der Medicin Karl Gustav Jung
- 1) wegen Verbreitung des aufrührerischen Liedes: „Deutsche Jugend an die deutsche Menge“ den erlittenen Arrest zur Strafe anzurechnen, derselbe ferner
 - 2) von dem Verdacht der Theilnahme an geheimen staatsgefährlichen Verbindungen, wie hierdurch geschieht, frei zu sprechen und ihm
 - 3) die Kosten der Untersuchung zur Last zu legen, selbige jedoch bei seinem etwaigen Unvermögen bis auf die von dem Fiskus zu übernehmenden baren Auslagen, niederzuschlagen.

Von Rechts wegen.

Breslau, d. 8. October 1824

Falkenhäusen.

In dem vom Ablatus des Ministers Kampff, vom Minister Mühler unterzeichneten Begleitschreiben vom 10. Jan. 1834 heißt es: „Ew. Wohlgeboren erhalten auf Ihr in

dem Schreiben vom 13. December v. J. vorgetragenes Gesuch, hierneben in beglaubigter Abschrift den Tenor des Erkenntnisses in der wider Sie verhängt gewesenen Criminal-Untersuchung so wie die zu den Acten genommenen Briefe Ihres Vaters und Ihrer Mutter, letztere urschriftlich, mit dem Bemerken, daß die Publication des Urtheils durch Ihre Entfernung unmöglich gemacht worden ist.“

Im heftigsten Zorn über diesen Bescheid setzte Jung folgende Schlußbemerkung darunter:

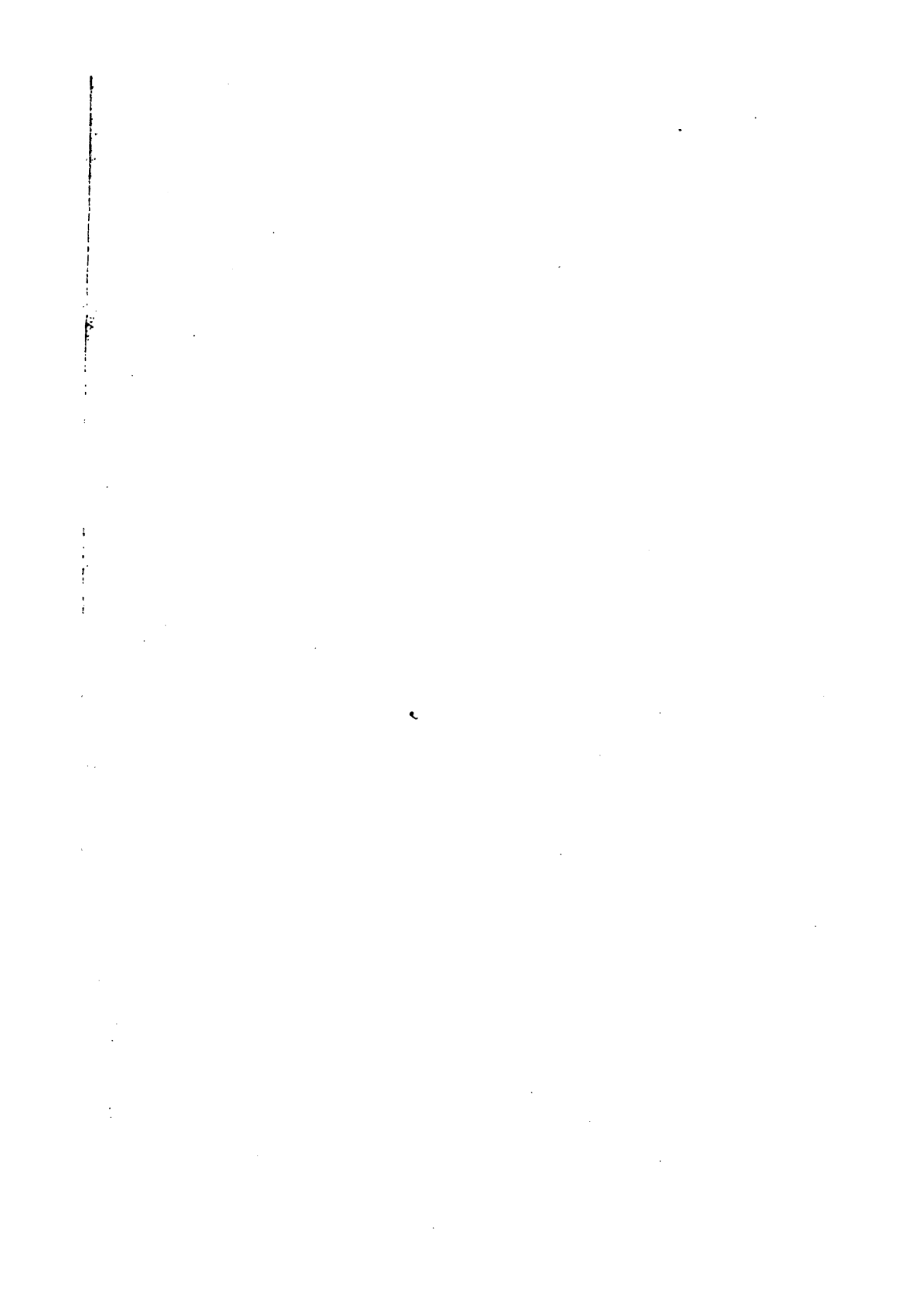
„Daß meine Entfernung von Berlin die Publication des Urtheils unmöglich gemacht habe, ist doppelt unwahr, denn 1) habe ich eidlich bei meiner Entlassung versprochen müssen, den preussischen Staat sofort zu verlassen und 2) hat mein Anwalt, Justizrath Reinhardt, Jahr aus Jahr eine Publication des Urtheils verlangt und zwar im Namen seines in Basel wohnenden Clienten. Das sind Pisse und Kniffe und so jämmerlich klein gegen einen armen Baseler Doctor. Man hat mich 13 Monate in Berlins Stadt- und Hausvogtei auf die schmäzlichste Weise gefangen gehalten, hat mich kriminaliter auf türkisch gequält, hat mich 1820 laufen lassen und machen, hat bis zum Jahre 1824 noch fort inquirirt, endlich mein Urtheil gefällt und dasselbe schließlich 10 Jahre später mir mitgetheilt. Von allen meinen Papieren, Briefen, von meinen Effecten, z. B. einem Degen, einem mineralogischen Beil, einem Geschenk des unglücklichen Sand, habe ich nichts wieder erhalten. Es lagen 2 Briefe von den vielen meiner geisteskranken Mutter bei. Dies war Alles. Hohl Euch der Teufel mit Eurer Justiz! Heute schwöre ich es vor Gott, daß ich weder ein revolutionäres Lied noch sonst was verbreitet habe. Dies ist eine armfelige Nothlüge der Herren. Ach wenn ich doch nicht an das Gefindel geschrieben hätte! Aber hören müssen sie es doch noch einmal, ehe ich die Augen für immer zudrücke.

Jung.“

Dieser von ihm gehegte Wunsch sollte sich nicht erfüllen, denn schon ist ein Menschenalter verfloßen, daß Jung aus der Reihe der Lebenden schied, ohne daß der Ruf seiner Leidensgeschichte an das Ohr der Deffentlichkeit drang. Nur die Freunde wußten Genaueres, so das Keimer'sche Haus. An ihm hingen fort und fort seine liebsten Erinnerungen. Als dann Meister Drake eine Marmorbüste meines Vaters vollendet hatte, bestimmte meine Mutter für Jung einen Gipsabguß. Den überreichte ihm am Sylvesterabend des Jahres 1844 Wilhelm Wadernagel mit folgenden Versen:

Bei G. A. Keimer's Büste.

Nun, da die Zeit sich wenden soll
Geziemt's noch einmal umzuschauen.
Wohl! Schauet her, um andachtsvoll
An dessen Bild Euch zu erbauen
Dem stark von Gott und Selbstvertrauen
Wie Wenigen der Busen schwell.
Welch theuerwerthes Angesicht!
Die Liebe lächelt ihm vom Munde;
Fest, kräftig auch für ernste Pflicht
Wölbt sich die Stirn in edler Kunde,
Wie einst in mancher guten Stunde
O leucht' uns treues Angesicht!
Sein Auge, jugendlich entbrannt
War's an der Freiheit großem Morgen;
Sein Herz für Recht und Vaterland
Hegt' es in Treuen tausend Sorgen;
Und seine Hand, wer war geborgen
Nicht unterm Schutze seiner Hand?
Geschritten er auch in die Gruft!
Doch ist auch er nicht ganz geschieden:
Er lebt, ein Theil der Lebensluft,
Darin ihr wandelt, fort hinieden:
Weht nicht ein gastlich milder Frieden
Vom Bilde selbst wie Frühlingsduft?





Z 315 .R44 R4
Georg Andreas Reimer
Stanford University Libraries



3 6105 041 672 887

Z
315
R44R4

Stanford University Libraries
Stanford, California

Return this book on or before date due.

~~STANFORD LIBRARIES~~

~~SEP 08 1986~~

~~U. L. L.~~



